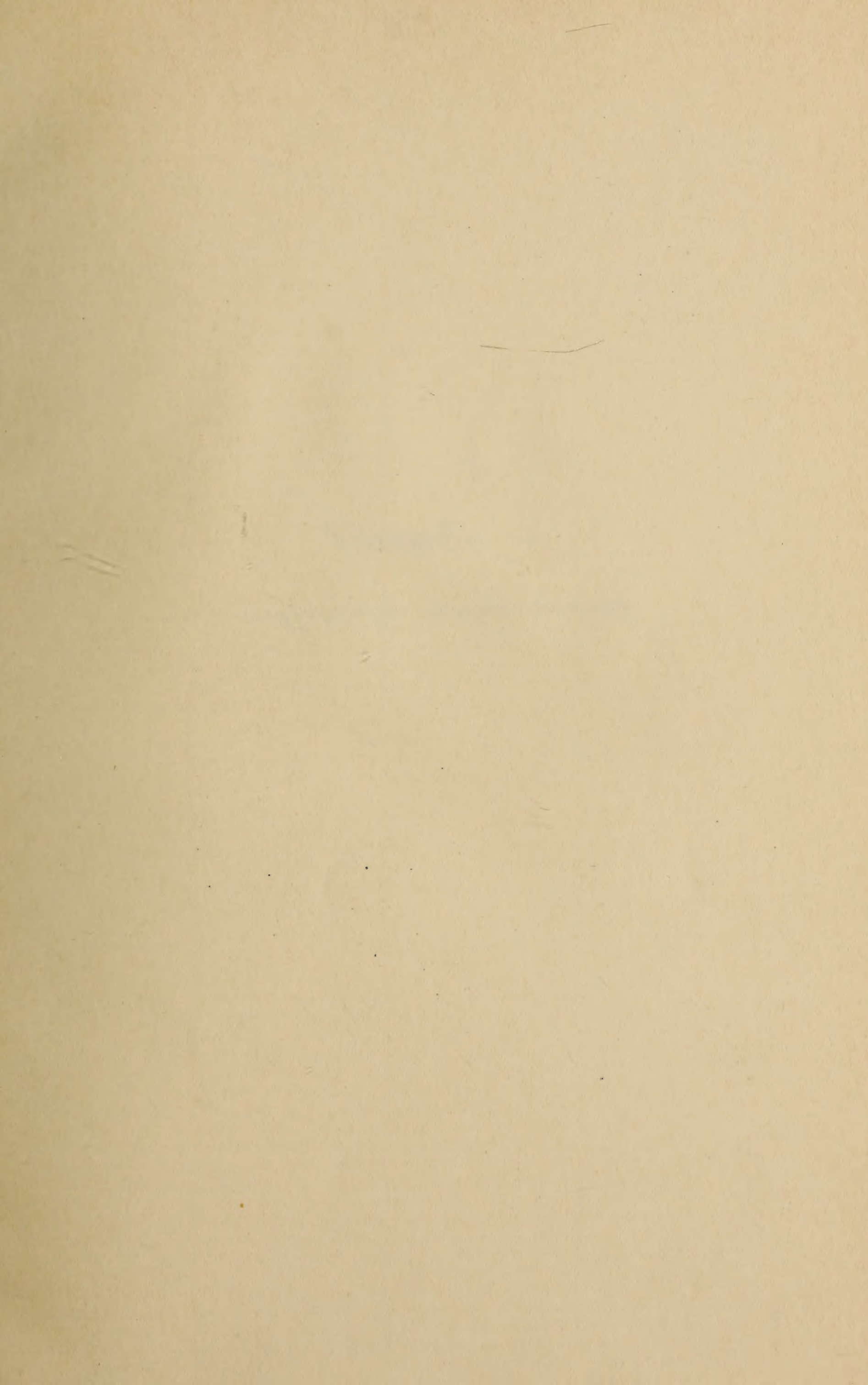
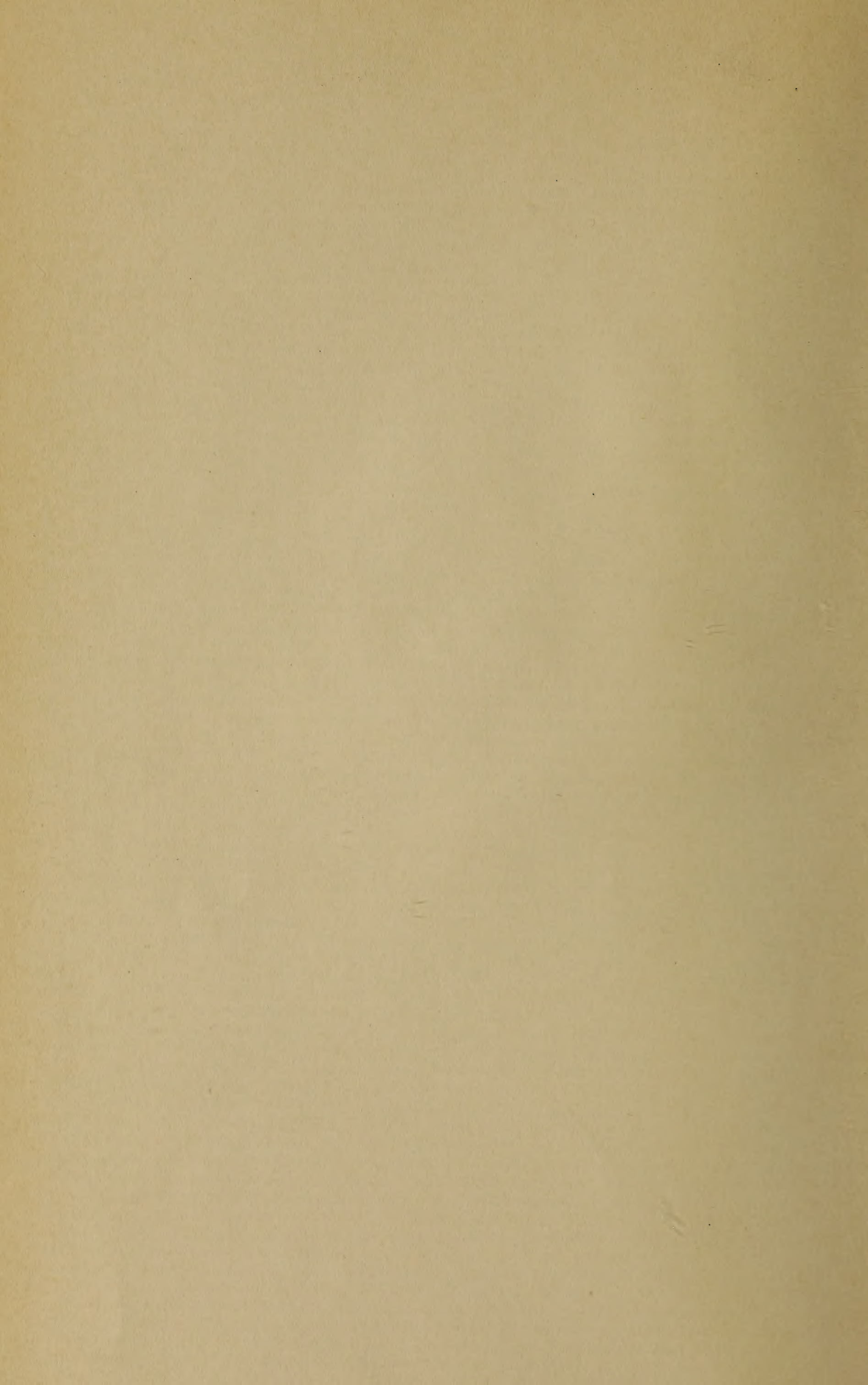


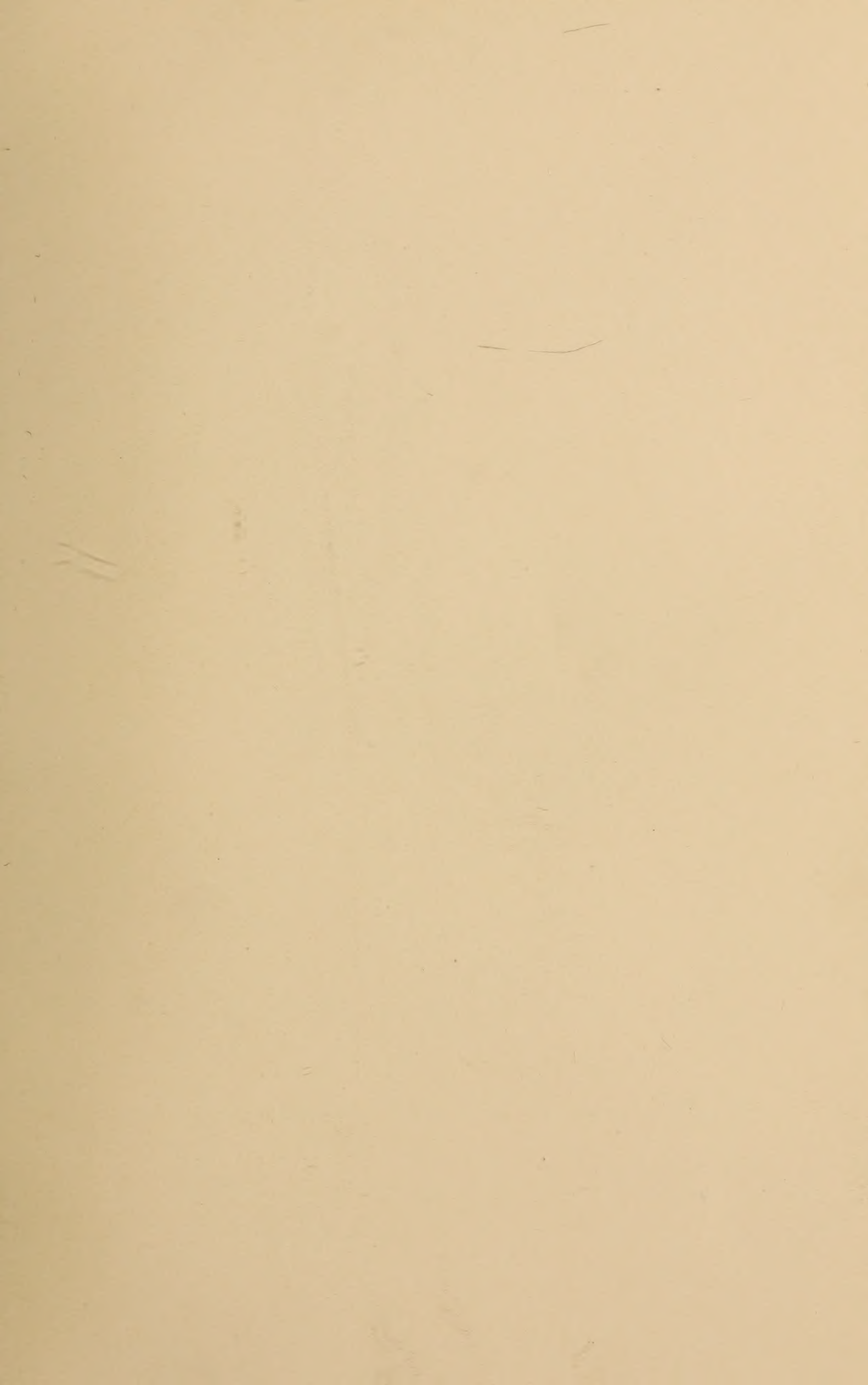


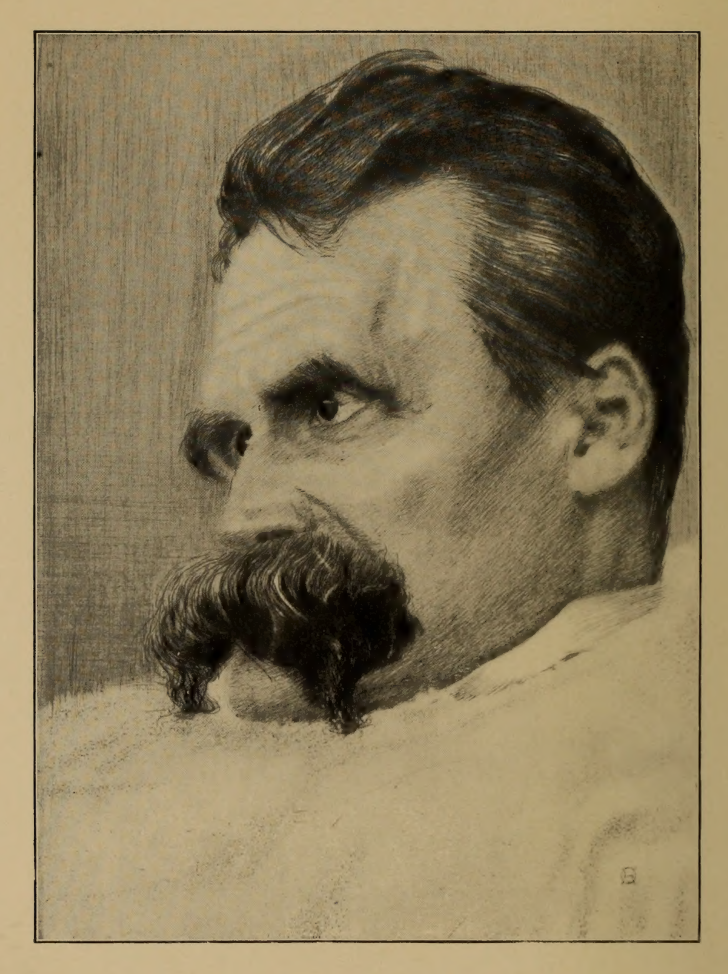


Nietzsche

im Spiegelbilde seiner Schrift.

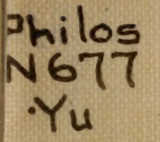




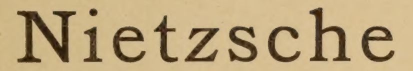


FRIEDRICH NIETZSCHE.

Reproduktion der Radirung von Hans Olde (mit Genehmigung des Autors).



Nietzsche



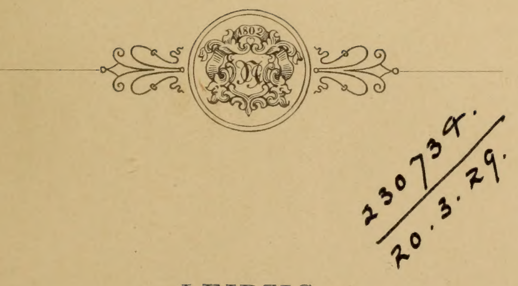
im Spiegelbilde seiner Schrift.

Von

Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg,
geb. Freiin von der Pahlen.

Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts Treueres kennt die Welt;
Kein Goldkettlein hält fester
Als Eins am Andern hält.

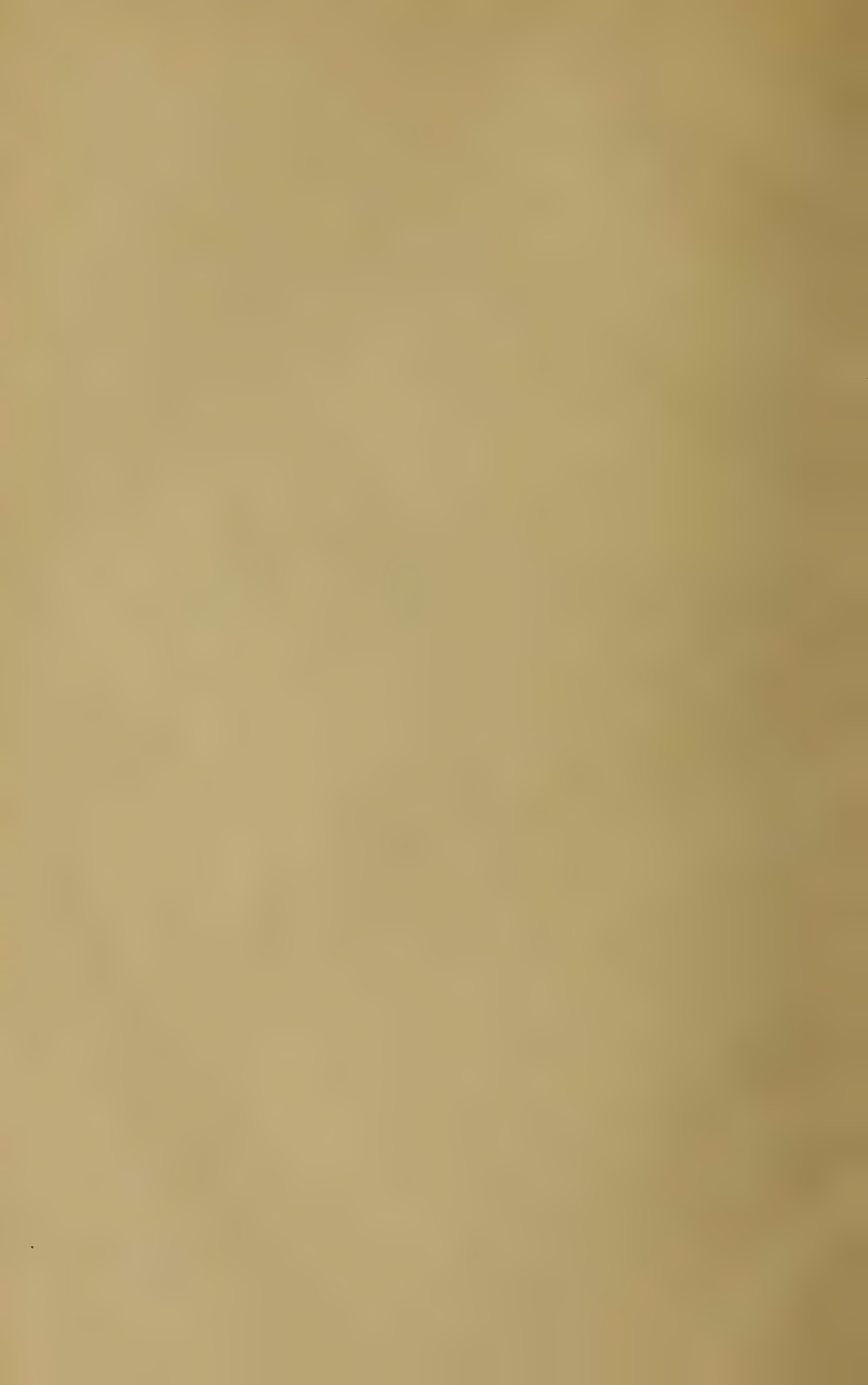
Paul Heyse.



LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche

zugeeignet.



INHALT.

		Seite
Capitel I.	Graphologische Einleitung	1
	A) Zur Geschichte der Graphologie	1
	B) Wissenschaftliche Begründung der Handschrift-Deutungskunde	6
Capitel II.	Begegnung mit Nietzsche	25
Capitel III.	Wiedersehn mit Nietzsche an den Pforten des Todes	38
Capitel IV.	Der Knabe Nietzsche bei 15 Jahren	47
Capitel V.	Der Jüngling von 20 Jahren: 1864	59
Capitel VI.	Nietzsches erste Schaffensperiode 1869—1877	67
Capitel VII.	Kämpfer und Positivist	80
	Die Abschrift von Vogel Albatross	84
	An Peter Gast	87
	Grübler und Künstler 1886	90
	Ruhm und Ewigkeit	93
	Meinem Maëstro Pietro	96
Capitel VIII.	Förderer und Freunde	99
	A) Die Sternenfreundschaft	99
	B) Jakob Burckhardt	107
	C) Graf Gobineau	110
	D) Erwin Rhode	113
	E) Peter Gast (alias Heinrich Köselitz)	114
	F) C. v. Gersdorff	117
Capitel IX.	Verwandtschaft und Vererbung	122
	A) Der Vater	122
	B) Die Mutter	126
	C) Der Väter Erbtheil	130
	D) Die Schwester, Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche	133
	E) Entwicklung von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche im Spiegel ihrer Schrift	135

Seite

Capitel X. War der Schöpfer des Zarathustra mehr Denker oder Dichter? 139
A) Ein Vates im Sinne der Alten 139
B) Definition des Genius 139
C) Genie und Irrsinn 140
D) Nietzsches geistige Gesundheit 143
E) Graphologische Offenbarung des Genies 144

Capitel XI. Vom Uebermenschen 148
A) Nicht systematische Züchtung 148
B) Nothwendigkeit in Lebensführung u. Geisteswachsthum 151
C) Stellungnahme von Nietzsche und Goethe zum Genius und zur Selbsterkenntniss 154

Capitel XII. Noch einiges Psychologische 158
A) Die Handschrift ein Erweis der Selbstaussagen . . 157
B) Objektivität und Wortwitz 163
C) Verhältniss Nietzsches zu Napoleon 164
D) Vergleich mit Faust 169
E) Innerstes Prinzip 169

Capitel I.

Graphologische Einleitung.

A. Zur Geschichte der Graphologie.

„Der Menschheit eigentliches Studium ist der Mensch“. So schrieb vor 150 Jahren der Dichter Pope im philosophischen England und sprach mit jenem, jetzt zum Gemeinplatz gewordenen Satze eine Wahrheit aus, die gründlich mit allen Ueberbleibseln der alten, übersinnlichen, scholastischen Weisheit brach. Einer ganzen stattlichen Reihe von Wissenschaften, der Ethnologie, Anthropologie u. s. w., damals selbst dem Namen nach unbekannt, dürfte dieser Spruch zur Einleitung dienen. Nicht minder könnte er zu Gevatter stehen bei den psychologischen Wissenschaften, der Physiognomik, Phrenologie und Graphologie.

Höchst bedeutsam erscheint mir, dass der erste Graphologe uns in Italien erstand, jenem gesegneten Lande, „Italia, Diis sacra“, wo sich in der Renaissance die Menschheit zuerst wieder auf ihr altes irdisches Erbe an Glück und Schönheit, an Wissenschaft und Kunst zurückbesann. Während des ganzen Mittelalters hatte sich der Einzelmensch bisher immer nur als der Theil eines Ganzen empfunden. Als Glied der Sippe, des Standes, der Zunft, der Gilde, als Theilhaber einer Baugenossenschaft, einer Adelskorporation, eines geistlichen Ordens ward er gewerthet; nur als ein Solcher durfte er auf Geltung und

Beachtung Anspruch erheben. In Italien zunächst erwachte der Einzelne zum Bewusstsein seiner Individualität; um Hauptes Länge ob der Heerde emporragend, wuchs der Stärkere und reicher Begabte sich aus zur geistig freien, kraftvollen Persönlichkeit. Jene grossen, vielseitigen, mächtigen Gestalten der Renaissance, ihr Selbst ungebunden in Tugenden und Lastern auslebend, wie Burckhardt und Gobineau sie uns vorführen, erwecken in einem Athem Abscheu und Bewunderung. Zugleich aber mit der selbstherrlichen Persönlichkeit bildete sich eine individuelle Schrift aus, die dem Bologneser Camillo Baldi, Professor der Philosophie und Medizin, Anlass gab zu seinem gehaltvollen Büchlein „Trattato come de 'una littera missiva si cognoscono la natura e qualità dello scrittore“ 1662.*)

Eben so wenig zufällig erscheint uns, dass just in der Sturm- und Drangperiode, die so stark das Recht der Subjektivität betont, jenes Interesse für Physiognomik erwachte, das Lavaters berühmtes Werk in die weitesten Kreise trug. Ein Abschnitt desselben ist der Handschriftdeutung gewidmet, wozu Goethe, dessen Beisteuer zur Physiognomik erwiesen und von Hellen festgestellt ist, vom Züricher Pfarrer angeregt worden ist. Bei ihm, dem Alles umfassenden Geiste, blieb dies Interesse an der Ausgestaltung der Handschrift bis ins späteste Greisenalter lebendig, wozu die Belege im Briefwechsel (Preusker Mai 1820), sowie in den Unterhaltungen mit Müller und Eckermann zu finden sind. Mit Fug und Recht darf sich die Graphologie als Pfadfinder des ahnungsvollen Dichtergemüthes rühmen, dessen Seherauge den Zusammenhang zwischen Schrift und Persönlichkeit erkannte.

---

*) Von Depoin ins Französische übersetzt.

Freilich hatte das Kindlein noch keinen Namen, und die nächste, hierauf bezügliche Veröffentlichung Henzes, eines höchst intuitiven, auf eigne Beobachtungen fussenden, auf eigne Hand auch wohl irrelichtelirenden Geistes, trug den okkultistisch anmuthenden Namen der „Chirogrammatomantie“. Er hat kein System, wohl aber manch fruchtbare Bemerkung darin niedergelegt. An ihn knüpft der eigentliche Vater der empirischen Graphologie an — der alte Abbé Michon — welcher die erste Anregung zu seiner „Histoire de Napoléon d'après son Écriture“, aus Henzes Arbeit geschöpft hat. Auf diese Vorläufer aber folgt M. als Meister, ein suchender, wissensdurstiger Geist, der sich, trotz Fausts, auf vielen Gebieten des Wissens umgethan und als Theologe, Archäolog, Reisebeschreiber und zuletzt Romanschriftsteller Erhebliches geleistet hat. Er war eine freie, hochfliegende Seele, und trotz seiner Zugehörigkeit zur katholischen Geistlichkeit ein wackerer Kämpfer gegen den Jesuitismus, dessen Schäden er in einer Reihe anonymer Romane bloslegte (Le Maudit, La Religieuse), die gegen Ende des zweiten Kaiserreiches ein grosses und gerechtfertigtes Aufsehen erregten. Dieser vielseitige Forscher († 1881) widmete die letzten zwanzig Jahre seines arbeitsreichen Lebens der Schriftdeutung, von ihm zuerst Graphologie benannt.

So zog er in allen Städten französischer Zunge umher und predigte in öffentlichen Versammlungen die neue Schwarzkunst dem ungläubig staunenden Volke. Es waren die Tage der Graphologia Militans, da jede Stunde neue Angriffe und neue Funde brachte. Sein in mehreren Schriften niedergelegtes Studium beruht auf einem geistvollen Empirismus, dessen Systematisirung uns nicht mehr genügen kann. Es fehlt in dieser Sammlung schätzenswerther Materialien der rothe Faden, der den wissens-

durstigen Schüler aus dem Labyrinth an das Tageslicht wissenschaftlicher Beweisführung leitete. Als diese Leuchte der Wissenschaft erstand in Frankreich Crépieux-Jamin, der mit wahrhaft philosophischem Geiste Ordnung in dies Wirrsal des von Michon aufgespeicherten Reichthums brachte, klärte, sichtete und ein scharfsinniges System aufstellte, in welchem der psychologischen Schlussfolgerung ein weiter Spielraum geboten ist.*)

Schorers Familienblatt, das seine Spalten willig der neuen Botschaft öffnete, trug nicht wenig durch Schwiedland und Langenbruch zur Popularisirung der Handschriftdeutungskunde bei. Auf Michon fussend mehrten sie den Schatz der graphologischen Erkenntniss aus eigner Betrachtung; Langenbruch insbesondere, Walter eines graphologischen Briefkastens und Bureaus, dazu vereidigter Schriftsachverständiger, hat viel auf praktischem Gebiete gewirkt.

Sein vornehmster Schüler indess, Professor W. Preyer (Verfasser von „die Seele des Kindes"), hub mit Eins die Graphologie in eine höhere, rein wissenschaftliche Sphäre durch sein bahnbrechendes Werk: „Zur Psychologie des Schreibens", das zum Ausgangspunkt werden sollte für eine neue „Graphologische Gesellschaft" zu München im Jahre 1896.

Gründer derselben ist Hans H. Busse, Uebersetzer von Crépieux-Jamin und fruchtbarer graphologischer Schriftsteller, der in Ludwig Klages und Dr. Georg Meyer sich bereits thätiger und selbstständiger Schüler und Mitarbeiter rühmen darf. In „Die Graphologie, eine werdende

---

*) Crépieux' Schriften „Traité Pratique und L'Écriture et le Caractère" sind als „Leitfaden der Graphologie" und als „Handschrift und Charakter" von Hans H. Busse ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen worden.

Wissenschaft“ bietet er eine kritische Darlegung ihres Standes, ihrer Ziele und Zwecke. „Graphologie und gerichtliche Handschriftuntersuchungen“ behandelt den Fall Dreyfus-Esterhazy. In „Bismarcks Charakter“ erweist sich die von ihm meisterhaft geübte Kunst als eine Hilfswissenschaft der Geschichte. „Die Handschriftdeutungs-Kunde, Unterrichtskursus in 10 Briefen“ bietet als erstes unter allen graphologischen Werken mehrere geist- und gehaltvolle Kapitel zur durchaus in modernem Geiste, amoralisch behandelten Seelenkunde. Als Organ der „Deutschen gr. G.“ erscheinen bei Karl Schüler in München „Graphologische Monatshefte“, die, sich der strengsten Wissenschaftlichkeit befleissigend, jeden Zusammenhang mit Xenologie und Occultismus von sich weisen. Dr. Ludwig Klages hat sich in den Spalten dieses Blattes durch Studien zur Methodik und Seelenkunde, Dr. Georg Meyer durch experimentelle Forschungen über Schriftverstellung hervorgethan.

Von G. Meyer erschien zudem 1901 ein Epoche machendes Werk: „Wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie“, dessen Kenntnissnahme unerlässlich ist für jeden Graphologen, dessen Schaffen nicht im Zeichen des Krebses steht.

In Frankreich giebt es zur Zeit neben dem „Autographe“ zwei Fachblätter, „La Graphologie“, offizielles Organ der französischen Société de Graphologie, 1871 von Michon begründet, und „L'Écriture“, herausgegeben von Depoin, das vorzüglich stenographischen Interessen dient.

B. Wissenschaftliche Begründung der Handschriftdeutungskunde.

Eine Handhabe zum Verständnisse des Entwicklungsganges Nietzsches im Spiegelbilde seiner Schrift sollen die folgenden allgemeinen Erörterungen bringen. Dem Graphologen dürften sie nichts Neues bieten, allein zu Nutz und Frommen derjenigen Verehrer Nietzsches, die diesem jüngsten Sprössling der psychologischen Wissenschaft als Laien gegenüberstehen, möchte ich in kurzen knappen Zügen den engen, mit Nothwendigkeit bedingten Zusammenhang zwischen Schrift und Schreiber darlegen. Entspringt er doch der Natur der Dinge und prägt sich auf die mannigfaltigste Art aus. So viel Schriften, so viel Individualitäten, und am selben Individuum bei jeder wichtigen Veränderung, was Gesundheit, Alter und sociale Stellung anbetrifft, dem entsprechend eine Umwandlung der Schriftzüge.

Man braucht wahrhaftig keine Graphologie getrieben zu haben, um unsere gewöhnlichen Correspondenten an ihrer Handschrift eben so gut zu erkennen, als wir auf der Strasse unsere Bekannten an Gang und Körperhaltung unterscheiden. — Wenn die Post anlangt, bedarf es in der Regel eines einzigen Blickes auf die Aufschriften zur Ermittlung der Urheber. Wohl sind die Aufschriften einander, dem Inhalte nach, alle gleich, und dennoch rufen wir auf den ersten Blick: Der Brief ist von Hinz und der von Kunz, je nachdem. Zwischen der intellektuellen und moralischen Sinnesart eines Menschen und der Physiognomie seiner Schrift hat sich, ganz unbewusster Weise, in unsrer Vorstellung ein steter Zusammenhang gebildet, dazu eine Gewissheit, die kein Widerspruch erschüttern könnte.

Instinktiv erkennen wir auch die Hand eines Kindes in seinen grösser auslaufenden Worten, den unsicher gebildeten Schriftzügen, die Hand des Greises in seiner zitternden, zögernden Schrift, Anmaassung und Eitelkeit aus verschnörkelten Buchstaben, Unbildung aus einer ungefügen, unausgeschriebenen oder verworrenen, zügellosen Schrift. — Diese natürliche Empfindung zu regeln und zu entwickeln, darin liegt eben die Aufgabe der Handschriftdeutungskunde. Es eröffnet sich ihr hier ein unendlich weites Feld, dessen Grenzen Erfahrung und Beobachtung beständig erweitern. Dieser Instinkt, welchen man den graphologischen nennen könnte, ist nichts Anderes, als jener wesentlich menschliche Trieb, welcher uns nach dem Verständniss unsres eignen und fremden Seelenlebens streben lässt, um in der Handschriftdeutung Genüge zu finden.

Wie aber steht es um die Wissenschaftlichkeit dieses Studiums? Ist es nicht eher eine empirische Kunst, eine neue Auflage der Wahrsagerei, der Chiromantik, in der die Schrift an die Stelle der Handfläche getreten ist? Zu Anfange beruhten die das Urtheil des Schriftdeuters bestimmenden Zeichen allerdings auf reinem Empirismus, den man durch die Analogie der Formen und Bewegungen zu begründen suchte. Später zog man Psychologie und Physiologie herbei, um diese Analogien zu rechtfertigen und zu erläutern. Auf ihrem jetzigen Standpunkt ist die werdende Wissenschaft der Graphologie im Stande, die logischen Ursachen der von ihr beobachteten Erscheinungen in weitaus den meisten Fällen nachzuweisen — folglich dürfen wir sie getrost eine Wissenschaft nennen.

So erhob man ursprünglich zum einzigen Zeichen des Egoismus den sich zum Schreiber zurückwendenden

Anfangs- und Endstrich der Worte. Die einzige, damals gegebene Erklärung war, dass der Eigennützige, der Ichlebige, der Alles und Jedes auf sich Zurückbeziehende unbewusst der Gewohnheit fröhne, den Endstrich der Worte ebenfalls auf sich zurückzuführen.

Uns kann diese summarische Werthung nicht mehr genügen: sie wird indess bekräftigt durch die Erwägung, dass wir diesen rückläufigen Strich der Eigenliebe und des Eigennutzes einer nach links gekehrten und auf den Schreiber zurückgeführten Bewegung verdanken (linksläufige und centrumstrebige Bewegung). Ein vertieftes Studium hat uns gelehrt, dass diese Bewegungen das Endergebniss eines hemmenden, das heisst vorsichtigen, verlangsamenden, Abwehr erzeugenden Eindruckes sind.

Dessgleichen hatte die Schriftdeutung festgestellt, dass die von links nach rechts verlaufenden Endstriche, die mit dem Folgenden verbundenen Grossbuchstaben u. s. w. Anzeichen sind von wohlwollender und grossmüthiger Gesinnung, Zeugen von Altruismus, doch hat es lange gedauert, ehe man die psychologische Begründung dieser Bedeutung erbringen konnte. Zur Stunde wissen wir indess, dass Thätigkeit sowohl als Menschenfreundlichkeit sich durch rechtsstrebige und centrumflüchtige Bewegungen kundthun. Aus psychologischen und physiologischen Gründen bestimmt der Graphologe gleichfalls die Zeichen der physischen Kraft oder Schwäche, die sich aus der Strichbreite, aus Sicherheit und Festigkeit der Schriftzüge, oder aber aus deren Gegentheil ergeben.

Angesichts einer ansteigenden, lebhaft bewegten Schrift, in der Worte oder Buchstaben ausgelassen sind, wird er nicht anstehen, den Schreiber für einen Feuerbrand und Wagehals zu erklären, auf dessen Urtheil wenig Verlass ist, und der infolgedessen sehr wohl im

Stande wäre, sich auf unüberlegte Unternehmungen einzulassen. Warum? — Weil sich der durch bewegte Schrift ausgesprochenen Phantasie ein durch ansteigende Zeilenrichtung ausgeprägter Thätigkeitstrieb und Ehrgeiz gesellt. Jene Zerstreutheit aber, die den Schreiber über die fehlenden Worte hinweghuschen lässt, rechtfertigt die Folgerung, dass er bei der Führung seiner Geschäfte ebenso wenig Genauigkeit an den Tag legen wird, als im schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken. Und hieraus schliessen wir, dass Tollkühnheit, überstürztes Handeln die hervorstechende Eigenthümlichkeit einer solchen Persönlichkeit bilden wird: stellt doch Wagehalsigkeit ein Ergebniss dar aus ungezügelter Einbildungskraft und unbedachtsamem Eifer.

Somit steht die Graphologie auf ihrem Wege zur Erforschung der Wahrheit keineswegs vereinzelt da, sondern stützt sich fest auf zwei andere Wissenschaften: die Psychologie, welche die Erscheinungen des bewussten Seelenlebens erforscht, und die Physiologie, die sich mit den unbewussten körperlichen Vorgängen befasst.

Welchen philosophischen Standpunkt der Graphologe auch einnehmen möge: ob ihm die Physis als Erscheinungsform der Psyche, ob ihm die Seelenkraft als Ausstrahlung der Körperlichkeit gelte, die enge Beziehnng, die zwischen beiden obwaltet, liegt ihm offen zu Tage. Körper und Seele sind in der That so nah verbunden, und ihr wechselseitiger Einfluss ein so inniger, dass es keine Gemüthsbewegung giebt, die sich nicht sofort durch irgend ein äusseres Zeichen offenbarte. Dies die Grundlage der Mimik. Dreifach thut die psychische Thätigkeit sich äusserlich kund: 1. durch die Sprache, 2. durch die Gebärde und 3. durch die Schrift.

Was verstehen wir unter Gebärde (gestus)? Die Gesammtheit der Bewegungen, in welchen nach aussen hin die sich im Innern des Menchen abspielenden seelischen Vorgänge, Ergebnisse also seines Verstandes-, Gefühls- und Willenslebens, sich spiegeln. Die Gebärde ist ein steter Begleiter und Vertiefer des Wortes; die Schrift aber hält Beides auf dem Papiere fest, also fixirend, was flüchtig ist wie Windeswehen.

Die Verschiedenheit dieser beiden Ausdrucksweisen dürfen wir durchaus nicht verkennen. Das Wort steht meist unter dem directen Einflusse des Willens, die Gebärde hingegen ist mehr instinktiv. Vielen fällt es leicht, mittelst der Rede zu lügen und zu trügen; ist doch die Sprache, nach Talleyrand, dem Menschen verliehen, um seine Gedanken zu verbergen, der Gestus, als mehr unmittelbar, drückt schon eher die Wahrheit aus — trotz der Gesellschaftstoilette, die Manche auch ihren Gesichtszügen angedeihen lassen. Noch treuer und wahrhaftiger aber ist die Wiedergabe unseres Inneren durch die Schrift, denn in den Herzensergiessungen der Feder ist der Schreibende mit sich allein und denkt nicht dran, eine gemachte Miene aufzusetzen; er weiss es ja nicht, dass die von ihm flüchtig hingeworfenen Zeilen einem Beobachter vor Augen kommen können, der draus seine Natur, sein Streben, seine Vorzüge und Fehler erkennt.*)

Wie Jedermann eine eigene Denkungsart zukommt, so weist er ebenfalls in Sprache, Bewegung und Schrift seine Eigenart auf. Die unendliche Verschiedenheit der

---

*) Obiges gilt nur von intimen, spontanen Mittheilungen, Briefen, Manuscripteen, Tagebüchern, die nicht zum Schauspielern verführen. In der sogenannten „Zuchtschrift“ von Lehrern und Pastoren, dem Ausdruck anhaltender Selbstbeherrschung, giebt sich der Mensch nicht, wie er ist, sondern, wie er sein sollte.

Geister ergiebt die unendliche Mannigfaltigkeit der Schriftformen. Wer sich eines gründlichen Studiums der Physiognomien und Charaktere beflissen, dem leuchtet, je länger, je mehr, sonnenklar ein, dass kein Mensch der genaue Abklatsch eines Anderen ist. Wir ähneln, so zu sagen, den Musikinstrumenten, die, obwohl alle mit denselben Noten versehen, dennoch verschiedene Töne von sich geben. Jeder Künstler wird derselben Geige, mit demselben Tonwerk einen andren Klang, eine andre Ausdrucksweise verleihen. Dessgleichen prägen wir mit derselben Feder, beim Niederschreiben desselben Satzes, der Physiognomie unserer Schrift die uns besondere Gestaltung des Empfindungslebens, der Vibration unseres Gedankens, der Festigkeit oder Schwäche unseres Wollens auf.

Woher diese Mannigfaltigkeit? Sollten nicht vielmehr die Schüler einer Classe, denen vom Lehrer dieselben Grundsätze der Schönschrift nach denselben Vorlagen eingeübt werden, sich Alle ein und derselben Schrift befleissigen? Wie erklärt man sich, dass von den ersten Zeilen an, die ein Jeder frei niederschreibt, er eine von der seines Nachbarn verschiedene Hand mit so ausgeprägtem Charakter aufweist, dass der Lehrer jede Schrift auf den ersten Blick erkennt. Mit den Jahren verschärft sich dieser Unterschied, und unsere Individualität spiegelt sich so getreu darin wieder, dass uns Niemand eine andre Handschrift, als von uns herstammend, aufschwatzen dürfte.

Nun wohl, ein französischer Arzt, Namens Héricourt, erklärt uns diese Erscheinung folgendermassen: Die verschiedenen Curven, aus denen die nach den Regeln der Schönschrift gebildeten Buchstaben bestehen, setzen eine grosse Geschmeidigkeit der Hand voraus, die Fähigkeit, sich mit gleicher Gewandheit von rechts nach links,

wie von links nach rechts zu bewegen. Thatsächlich besitzen wir dies Vermögen nicht in gleichem Maasse: es giebt Formen, dazu eine Richtung der Bewegung, die uns unbequem — wider die Hand — ist, indess wir andere mit Leichtigkeit vollführen, weil sie unserem Streben, unserer Sinnesart gemäss sind. Hieraus ergiebt sich, dass wir in der Schrift sowohl als im Gestus diejenigen Bewegungen einschränken oder aufheben, die uns instinktiv schwierig oder widerwärtig dünken; im Gegensatze hierzu verstärken, betonen wir die Bewegungen, deren Sinn unserer Natur am besten entspricht.

Diese Veränderungen und Umbildungen, die jedem Schreibenden, ihm selbst unbewusst, anhaften, bilden die Ursache der Verschiedenheiten unter den Handschriften und erläutern zu gleicher Zeit den persönlichen Charakter einer jeden Schrift. Hauptsächlich beeinflussen sie Richtung und Gestalt der Curven. Auf dieser Grundlage fusst die wichtige Entdeckung von Héricourt und eine wesentliche Scheidung der Handschriften in links- und rechtsstrebige, mit einem lateinischen Terminus technicus „sinistrogyri“ und „dextrogyri“ benannt.

Was wir empfinden, zittert in unserm Organismus nach, so dass unser Antlitz nicht selten ein Spiegelbild unserer Empfindungen bietet. Ohne unsern monistischen Standpunkt des weiteren zu erörtern, genügt es auf die täglich beobachtete Thatsache der Wechselwirkung zwischen unserm Innenleben und unserer körperlichen Erscheinung hinzuweisen. Es ist weder der Körper, der da beschliesst, noch das Hirn, welches denkt und liebt: wir denken, lieben und wollen vermittelst unserer ganzen Physis, und der Einfluss unseres Organismus mit seinen Funktionen auf die psychologischen Vorgänge ist ein

so grosser, dass wir dem instinktiv in unsrem Urtheil Rechnung tragen. So verzeihen wir einem Kranken seine anspruchsvollen Launen, weil wir wissen, dass sein sittliches Verhalten durch pathologische Störungen bedingt ist. Auch nimmt uns keineswegs Wunder, wo ein zornig erregter Mann die Feder geführt hat, in seiner Schrift Spuren von Aufregungen, als Kleckse, Spritzer, ja durchlöchertes Papier zu finden. — Dank einem uns gesetzten hohen Ziele und der Stählung unseres Willens durch Uebung, können wir unsern Charakter veredeln, unser Temperament im Zaume halten, mit einem Wort unserm Leben Stetigkeit, Richtung und Stimmung verleihen, mithin so Leben als Schrift stilisiren. Solcher Art erklären wir uns die durchgreifenden Veränderungen in den Gesichtszügen und der Schrift gewisser Personen. Zu oft nur bewahrheitet sich Nietzsches scharfes Weibssprüchlein: „Jung: beblümtes Höhlenhaus — Alt: ein Drache fährt heraus.“ O quae mutatio rerum!

Der Kampf ums Dasein verbittert die Männer; mancher Jüngling, der offenherzig und freimüthig, weich und liebevoll ins Weltgetriebe eintrat, ward selbstsüchtig, hart und nur auf seinen Vortheil bedacht. Seine Schrift aber ist gedrängter, steiler geworden, nicht selten durch spitze Winkel und linksseitige, rückläufige Schlingen entstellt. Doch nicht selten auch dürfen wir uns an der schriftlichen Wiederspiegelung eines Lebenslaufes in aufsteigender Linie erfreuen. Wo es einer Persönlichkeit, deren eckige und keulenförmige Schriftzüge Ichlebigkeit, Härte und Jähzorn bekundeten, gelungen ist, ihre Gemüthsart zu veredeln, ihre Leidenschaftlichkeit zu läutern, da werden die nach und nach entstandenen Rundungen und schönen Formen Zeugniss ablegen von dieser Wandlung.

Anbei noch die Bemerkung, dass es für Gesichtszüge

und Handschriften zwei Zustände zu erforschen gilt: einen beständigen Ausdruck nämlich, und einen vorübergehenden. Wofern Schiller die Gewohnheit des Menschen Amme genannt hat, muss der Physiognomiker sie die Gesichtsbildnerin heissen, denn die am häufigsten wiederkehrenden Gemüthsbewegungen lassen in den Gesichtszügen unauslöschliche Spuren zurück, die dem Antlitz seinen typischen Ausdruck verleihen.

Auch in der Schrift erscheinen jene allgemeinen Züge, dem geübten Beobachter auf den ersten Blick sichtbar, die ihm sofort verrathen, welcher Sippe der Schreibende angehört, ob er den Klugen oder Thörichten, den Sympathischen oder Antipathischen, den Muthigen oder Feigen zuzuzählen sei. — Sodann haben wir noch die vorübergehenden Schreib-Zustände, die ihren Ursprung gleichfalls einer vorübergehenden Gemüthsbewegung oder Stimmung verdanken, sei es nun Müdigkeit oder Zorn, Begeisterung oder Niedergeschlagenheit. Jede unsere Seele erfüllende Leidenschaft wird von der Feder ausgeplaudert. Am Graphologen ist es, die Dauer im Wechsel zu erkennen, das Gelegentliche vom Typischen zu sondern.

Denn diese vorübergehenden, stets wechselnden Zustände kräuseln nur, der leichten Brise gleich, die Oberfläche des Charakters, ohne ihn in seinen Grundfesten zu erschüttern; sie können daher die gewöhnliche Schrift um ein Geringes verändern, der beständige charakteristische Typus besteht nichtsdestoweniger.*)

Darauf gründet sich eben die Ueberlegenheit der Graphologie über die Mimik, als einer Handhabe zur Erforschung des psychischen Bestandes. Der physiogno-

---

*) Der Wahnsinn, der Zorn, einer kurzen Raserei gleich zu achten, und verschiedene Krankheiten bringen in der Schrift Veränderungen zu Wege, die dem geübten Beobachter die Spur der Gelegenheitsschrift weisen.

mische Ausdruck ist flüchtig, rasch vorübereilend, demnach schwer zu erfassen und im Gedächtnisse festzuhalten. Die Gesten, d. h. Bewegungen und Gebärden, folgen auf einander, ohne dass es möglich wäre, das sie verbindende Zwischenglied zu fixiren. Die Schrift allein, als gleichsam fleischgewordener Ausfluss der Gebärde, bringt diese Vorgänge zu Papier und bucht so die Imponderabilia. So bietet sie zugleich die logische Verknüpfung und die Ursache der einander ablösenden Ausdrucksweisen, drin die allgemeine Physiognomie des Schreibers, ja seine ganze Persönlichkeit beschlossen ist.

Nicht nur mit dem Gesichtsausdruck, mit Gang und Gebärde, auch mit der Sprache weist die Handschrift eine auffallende Uebereinstimmung auf. Wie man spricht, so schreibt man. Und zwar lassen wir uns in unseren Folgerungen nicht etwa durch den trügerischen Schein der Identität täuschen. Die Physiologie hebt einen Zipfel des Schleiers, welcher uns bisher den Zusammenhang verborgen hat, der zwischen dem Gehirn, Organ des Gedankens, und der äusseren Kundgebung desselben durch Sprache, Schrift, Malerei, Musik, Mathematik und so weiter, besteht.

Wir wissen jetzt, dass unser Sprachvermögen seinen Sitz links im Gehirn, an der Oberfläche der seitlichen Stirnwindungen inne hat. Wird die dritte dieser Windungen durch einen Zufall verletzt, durch ein Geschwür oder mangelhaften Blutumsatz in den Gefässen erweicht, so entsteht daraus eine, der Gegenwart unter dem Namen „Aphasie“ bekannte Krankheit, womit Schwund der Sprechfähigkeit bezeichnet wird.

Nun derselbe Theil der Gehirnhemisphäre bedingt auch die zum Schreiben erforderlichen Bewegungen, und

wenn der Fuss der zweiten seitlichen Stirnwindung eine Verletzung erfährt, wird die daraus erfolgende Störung „Agraphie“ = „Schreibunfähigkeit“ genannt. Bisweilen erleidet der Verstand der Kranken weiter keine erhebliche Einbusse, aber es versagt sich ihnen Lesen sowohl als Schreiben: es ist eben der Verlust der geschriebenen Sprache.

Dass Sprech- und Schreibfähigkeit an die linke Seite des Gehirnes gebunden sind, erklärt, wesshalb wir Alle mit der rechten Hand schreiben, und wesshalb uns bei einer Lähmung der linken Hemisphäre des Gehirns das Schreiben unmöglich fällt.

Die Spiegelschrift*) bildet also den Schlussstein dieser Gedankenreihe — ist sie doch das Endergebniss eines Ortswechsels des schriftlichen Gehirncentrums. Die rechte Hemisphäre ersetzt in der That die linke, wenn eine Verletzung der letztern irgend eine Störung in der Schrift, besonders aber eine Veränderug in der Form der Buchstaben zu Wege bringt. Alsdann bestimmt das in die rechte Gehirnhemisphäre versetzte Gehirncentrum der Schrift durch die Bewegungen der linken Hand eine der rechten entsprechende, d. h. in demselben Winkel zur Vertikalen statt nach rechts, nach links geneigte Schrift. Aus diesen Betrachtungen schliessen wir, dass unsere Schreibweise vom Zustande des Gehirns und der daraus entspringenden psychologischen Nothwendigkeit abhängig ist. Der Verschiedenheit der Gehirnbildung und der Mannigfaltigkeit der durch die Nerven vermittelten Sinneseindrücke entspricht die unendliche Skala

---

*) Spiegelschrift ist die mit der linken Hand entworfene Schrift, deren Buchstaben von rechts nach links, und zwar verkehrt, laufen, derart, dass man sie vor einen Spiegel halten muss, um sie darin richtig zu sehen. Ist das Papier durchsichtig, so kann man die Schrift gleichfalls lesen.

der Anregungen, die Geschwindigkeit und mehr oder minder grosse Genauigkeit ihrer Fortpflanzung durch die Muskel und folglich die besondere Art zu sprechen und zu schreiben, die einem Jeden von uns eigenthümlich ist.

Steht es also fest, dass die Schrift schon durch andauernde oder vorübergehende Impulse Schwankungen unterworfen ist, so lässt sich mit logischer Gewissheit daraus folgern, dass Jemand, der sich unter dem Einfluss hypnotischer Suggestionen befindet, seine Schreibweise ebenfalls verändern und alsdann diejenigen graphologischen Zeichen aufweisen muss, die sich auf den suggerirten Zustand beziehen. Der Beweis dieser vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Schrift und Persönlichkeit ist uns — nachdem die Idee dem philosophischen Kopfe Gustave Bridiers entsprungen — unabhängig von ihm, im selben Jahre 1886, zuerst durch die Experimente der französischen Physiologen Richet, Ferari und Héricourt wissenschaftlich erbracht worden. Auch Schorers Familienblatt veröffentlichte im Winter 1893 einen Bericht über ähnliche von Johannes Marer angestellte Versuche mit den darauf bezüglichen Handschriftproben, die uns vor Augen führten, wie dieselbe Persönlichkeit, im Banne der Hypnose, sich aus einem Verschwender in einen Geizhals, aus einem Lebemann in eine putzsüchtige junge Dame verwandelt. Man schob dem Medium, einem harmlosen, jungen Kaufmann, sogar die heroische Physiognomie Napoleons unter, und die Schriftzüge gewannen alsbald einen befehlshaberischen, ansteigenden, hochfahrenden Ausdruck. Nicht die wirkliche Schrift des grossen Korsen ergab sich aus diesem Experiment, sondern des Napoleon, der in der Vorstellung des jungen Kaufmannes lebte und webte. Sind nicht diese merkwürdigen Vorgänge eine Begründung des Ausspruches von Michon:

„die Seele selbst ist es, die mittelbar spricht und schreibt", und ferner: „Jeder Federzug folgt nur der seelischen Erregung, so dass unsere moralische und intellektuelle Entwicklung ein Spiegelbild in unserer Schrift zurücklässt."

Daher denn auch ein einsichtiger Schriftdeuter, bei genügendem Material an Tagebüchern und Briefen, im Stande ist eine förmliche Lebensbeschreibung zu entwerfen. Eine solche Arbeit giebt häufig zu schwermüthigen Betrachtungen Anlass. So habe ich einst die Entwicklung eines enthusiastischen Schwärmers in einen grämlichen Geizhals und Hypochonder verfolgen können. Von ganz unschätzbarem Werth für Selbsterkenntniss bleibt auch das retrospektive Studium der eignen Handschrift. Des documents humains, s'il en fut jamais, Menschliches, Allzumenschliches. Wie sehr fördert solch eingehender Rückblick die Selbstbescheidung, wie fühlt man sich immer und immer wieder auf das Gleichniss vom Splitter und Balken hingewiesen.

Dem Graphologen insbesondere gilt die Mahnung Schillers:

„Willst Du Dich selber erkennen,
So sieh, wie die Andren es treiben;
Willst Du die Andren verstehn,
Blick in Dein eigenes Herz."

Den Menschen in seiner Individualität getreu und billig zu erforschen und die Synthese der einzelnen Elemente künstlerisch auszugestalten, ist keine leichte Aufgabe. Wie spiegelt sich das geistige Bild eines Jeden anders im eigenen Bewusstsein, stark idealisirt und von der Eigenliebe rosig beleuchtet — anders in den Köpfen seiner Mitmenschen, wie mannigfach, wie schief und verschroben, wo nicht zum Zerrbilde entartet. Nach Verständniss und möglichster Objektivität streben

soll der Grapholog und kann doch nimmer der eignen Subjektivität völlig entrathen. Eines sonnenhaften Auges bedarf, wer sich die Aufgabe stellt, hohe Menschen zu ergründen. Im Hohlspiegel eines trüben Mediums wächst sich der Genius zur Fratze aus.

Richtig aufgefasst und umsichtig ausgeübt, stellt sich uns die Graphologie dar als eine der wichtigsten Hülfswissenschaften zur vergleichenden Literatur- und Weltgeschichte. Wo fürderhin, von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, ein Charakterbild im Urtheile der Zeitgenossen und der Nachwelt schwankt, da leuchte die Fackel des Graphologen hinein in das chaotische Wirrsal widersprechender Meinungen.

Weil eben die Handschriftdeutungskunde selten von diesem hohen und wissenschaftlichen Standpunkte aus gewürdigt wird, hat sie viel Schmähung und Geringschätzung erfahren müssen. Weil ferner die Zahl derjenigen, die im Stande sind zu sehn, zu beobachten, zu vergleichen, eine verschwindend kleine ist, hatte sie und hat noch einen harten Strauss mit Gleichgültigkeit und Vorurtheilen zu bestehn. Wie viel gescheute und gebildete Leute zucken heute noch verächtlich die Achsel, wenn Jemand in ihrer Gegenwart den Anspruch auf Erkennen des lieben Nächsten aus der Handschrift erhebt. Am meisten rümpfen hier die Nase jene „Hans in allen Gassen“, welche sich der Gewohnheit befleissigen, über Alles abzusprechen, ob sie schon von der Graphologie keine blasse Ahnung oder aber höchstens eine ganz oberflächliche Kenntniss haben.

Der Widersacher sind Manche und aus den verschiedensten Motiven. „Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet“ predigt der buchstabenfeste Christ und lässt ganz ausser Acht, dass sein Meister, der die Wechsler

in heiligem Zorne zum Tempel herauswarf, ein Revolutionär war, der gegen den Formelkram der Pharisäer Front machte. Dass abschätziges Urtheil über diejenigen, die von der orthodoxen Richtschnur abweichen, zu ihren täglichen Gepflogenheiten gehört, dess bleiben die Wenigsten eingedenk.

Andere wieder beunruhigt der Gedanke, eine unberufene Hand könnte rücksichtslos in ihrem Inneren blättern. Ist dies Bescheidenheit, übermässige Verschlossenheit oder lebhaftes Bewusstsein der eignen Fehler und Schwächen? Der Schriftdeuter möge schonend mit solch lichtscheuen Gemüthern verfahren. Was aber liegt im Grunde dran, ob krankhafte Eigenliebe verletzt wird oder nicht? Die Wissenschaft schreitet hinweg über diese ängstlichen Seelen. Mag sie doch hie und da manch dunklen Ehrenmannes Maske lüften, um so besser! Oder die langen Ohren eines in Amt und Würden stehenden Esels ans Licht zerren, wer wollte drob klagen! Andererseits wird ihr die Genugthuung, manch edle und zarte, nicht nach ihrem vollen Werthe geschätzte Natur besser erkannt, manch im Stillen blühendes Veilchen in ein helleres Licht gestellt zu haben; manch schöne, knospende Anlage kann sie entdecken, zur Conzentrirung des Willens beitragen, ja manch unpassende Ehe verhindern. Als Selbsterkenntniss aber bildet die Graphologie den auslösenden Reiz für manche Energien, die unbewusst und unerkannt in unsres Wesens Tiefe schlummern.

Wem aber — mit dieser hohen Auffassung der Handschriftdeutungskunde drängt sich diese Frage uns folgerichtig auf, — ward wohl von Mutter Natur die Anlage zur Schriftdeutung beschieden? Auch hier gilt das Wort: „Viele sind berufen und Wenige auserwählt". Wir haben weiter oben die Graphologie als eine Wissen-

schaft erkannt, aber die geistvolle, nicht blos mechanische Ausübung derselben mag man immerhin getrost eine Kunst nennen. Stehen nicht Pinsel, Palette und Farben jedem Maler gleichermaassen zu Gebote? In der freien, verständnissvollen Auffassung, in der richtigen Farbengebung und Mischung aber offenbart sich erst die künstlerische Befähigung. Wo sie vorhanden ist, da gilt es nur das angeborene Talent durch redliche Arbeit, Nachdenken und Uebung zu entwickeln und zu vertiefen. Denn graphologische Probleme gleichen insofern mathematischen Aufgaben, als nur der in steter Praxis Begriffene sie rasch und sicher löst. „Rast ich, so rost ich“ heisst es auch hier. Ein Prüfstein für graphologische Begabung bildet Interesse und Verständniss für Physiognomik, verbunden mit der Neigung zu psychologischer und philosophischer Betrachtung.

Leider macht sich auf diesem Gebiete die flachste Oberflächlichkeit breit. Braucht nicht jeder Lehrling mindestens zwölf Monate, um für das einfachste Handwerk zum Gesellen auszulernen? Eine Küchenmagd muss vom Scheuerlappen auf dienen, bis sie zu einer perfekten Köchin ausgebildet ist, die nicht mehr nach dem Kochbuche tappt, sondern es in den Fingerspitzen hat, wie viel Pfeffer, wie viel Salz zu jeder Speise gehört. Nach Augenmaass muss sie kochen können. Nun auch in der Graphologen Küche tritt die bewusste Kunst, welche sich ängstlich an die Krücke des Rezeptes bindet, zuletzt in ihrer Vollendung wieder zurück in das Bereich des Unbewussten.

Ist es nicht wirklich scherzhaft, dass Leute, die bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher die Nothwendigkeit der Lehrjahre einsehen, zur Menschenkenntniss und Erkenntniss so gar keiner Schulung zu bedürfen

glauben? Mancher vermisst sich, in acht Wochen ein trefflicher Graphologe zu werden, und fördert sodann schief und krumm gewickelte Urtheile über seinen Nachbar zu Tage. Zum Lachen schier, wenns nicht zum Weinen wäre, durch solche Stümper die Handschriftdeutungskunde in Misskredit gebracht zu sehen! Es dünkt sich Jeder ein Herzenskündiger zu sein, ohne irgend etwas von seelischen Vorgängen, von Schattirung der Eigenschaften, von Differenzirung der Charaktere zu verstehn, und dieser eine Irrthum bildet die Quelle aller übrigen, beim Studium der Handschriften begangenen, Fehler. Die Graphologie soll uns über den Zusammenhang zwischen Charakter und Schrift aufklären — wegen mangelhafter Vorbildung aber schildert man uns nur die Beziehungen der Schrift zu einer graphologischen Zeichentabelle.

„Dann hat man die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistge Band."

So mancher stellt sich die Graphologie als eine Art von Wörterbuch vor, das, an betreffender Stelle aufgeschlagen, Jedermanns Neugier befriedigen muss. Dem ist nicht also. Jedem, der überhaupt dem ernsten Studium abhold ist, sei ernstlich davon abgerathen, sich überhaupt mit Schriftdeutung zu befassen. Wen nicht die psychologische Analyse um ihrer selbst willen freut, der lasse seine Hand davon.

Wie ernst nimmt es hier der Erfahrene. Auf meine Bitte um Deutung meiner Schriftzüge erwiderte mir Bridier, der Meister philosophisch vertiefter Graphologie († Juni 1899): „Mich ganz in Ihre Bewusstseinssphäre zu versenken, dazu bedarfs der Freiheit von jeder andern Arbeit — und dann mindestens acht Tage, um eine

wirklich erschöpfende Studie Ihrer so vorherrschend intuitiven Natur zu liefern."

An Bridier, der Spinoza so wundervoll analysirt hat, wäre es gewesen, die Natur von Nietzsche-Zarathustra zu ergründen. Ich betrachte diese hohe, schwierige Aufgabe nicht anders, denn ein Vermächtniss, das er mir — neben manchen anderen — hinterlassen hat.

Da der menschliche Charakter ein so mannigfaltiger ist, so viel Schlupfwinkel und Irrgänge in sich birgt, kann die Wissenschaft, welche sich mit seiner Deutung befasst, unmöglich eine leichte, einfache, rasch zu erlernende Kunst sein.

Wer zu den oben angedeuteten Erfordernissen noch die nöthige Musse, Geduld, Hingebung und Liebhaberei mitbringt, der gehört zu den Auserwählten, und an ihn ist das auch in unsrem Sinne bedeutsame Wort ergangen:

„Forschet in der Schrift!"

Um die höchste Stufe in seiner Wissenschaft zu erklimmen, dazu bedarf es für den Graphologen einer gründlichen Schulung im Geiste Nietzsches. Nur wer untergetaucht ist im Stahlbade seiner kritischen Beweisführungen, vermag die Relativität aller Dinge und Begriffe zu ermessen. Nur einem Solchen wird der richtige Maassstab zur Werthung der freien, selbstherrlichen Persönlichkeit zu Gebote stehn. Nur ein Solcher wird den Erscheinungen des Niederganges mit dem Verständniss ihrer Nothwendigkeit auch Billigkeit entgegenbringen; er wird beim Rückgratlosen sich keiner Thatkraft versehn, und die demselben gebührende Werthung wird nicht Verachtung, sondern Nicht-Achtung zu Tage fördern. Es befleissige sich der Graphologe derselben Objektivität, wie sie der Naturforscher bei Erforschung der Rose und des Schierlings an den Tag legt. So wird der persönliche

Coefficient im Urtheil, jene stete Quelle des Irrthums, mit dem in jeder wissenschaftlichen Beobachtung gerechnet werden muss, verschwindend klein ausfallen.

Nicht Feigen von den Dornen lesen wollen, ist lediglich das Ergebniss jener hohen, durch Nietzsche vermittelten Erkenntniss: „Jeder ist ein Stück Fatum, von vorne, wie von hinten.“

Fig. *A I.*

Capitel II.

Begegnung mit Nietzsche.

October 1876.

In Genf war es, an einem milden Octoberabend, im Jahre des Heils 1876, das mir den langgehegten Wunsch eines Aufenthaltes in Italien erfüllen sollte: da bestieg ich, unter dem Schutze einer mütterlichen Freundin, frohen Sinnes einen Abteil erster Classe, der uns erquickliche Nachtruhe verhiess. Denn er war leer, bis auf eine männliche Gestalt, die regungslos in einer Ecke lehnte. Dank ihrem zweckdienlichen Daunenkissen, war meine Begleiterin bald in einen friedlichen Schlummer versunken, indess mir es mit den Vorbereitungen zum Schlafe nicht recht gelingen wollte. Hatte mich doch meines Vaters liebevolle Fürsorge mit einem Luftkissen versehen, das aufzublasen ich mich vergebens bemühte. Ganz in diese verlorene Liebesmühe vertieft, gewahre ich einen Finger, der, — dem Forschungsdrang seines Eigners Genüge zu thun, — sich dem widerspenstigen Gummi-Ungethüm nähert.

Des Kampfes mit dem Objekt müde, stehe ich ab von meinem Beginnen mit den lachenden Worten: „Bitte, sehen Sie zu und helfen Sie mir, falls Sie mehr Puste haben als ich“. Der Grosse Unbekannte ergreift darauf

die schlappe Hülle und bemüht sich sonder Erfolg ihr seinen Geist einzublasen.

So lassen wir es denn gut sein, verzichten Beide auf den Schlaf und verbringen die Nacht in lebhaftestem Gespräch: eine Orgie des Gedankens fürwahr, die mir — als eigenartigstes Erlebniss meines Lebens häufig aufs Neue vergegenwärtigt, — in frischester, leuchtender Erinnerung geblieben ist.

Wovon wir in jenen unvergesslichen Stunden geplaudert haben? Von Allem und Jedem, das zwischen Himmel und Erde ist, von Kunst und Wissenschaft, von Höhen und Tiefen des Daseins, mit Ausschluss alles Persönlichen. Ich weiss, dass ich mich förmlich berauschte an der Macht und Neuheit der Ideen, die den Lippen meines Gegenüber in überraschender Fülle und origineller Ausprägung entquollen. Ein Crösus des Gedankens, der Welten zu verschenken hatte, und sich just in der Gebelaune befand. Was Wunder, dass mich eine Trunkenheit der Seele überkam, die meine Lippen entsiegelte, und Alles auslöste was in mir gebunden war.

Wer den stimulirenden Einfluss eines nächtlichen Gedankenaustausches, den Reiz der Zweisamkeit in ungewöhnlicher Situation, nicht an sich selbst empfunden hat, der kann sich keine Vorstellung machen von dieser Wonne, im Aether des reinen Gedankens zu baden.

Diese Beweglichkeit und Intensität des geistigen Vermögens, die „mit einem Schlag tausend Verbindungen schlägt", inmitten der Dinge stehend sich zu fernsten Perspektiven emporschwingt, hat Nietzsche später mit dem selbstgeprägten Ausdruck „Tanzen" bezeichnet. Wie sehr leuchtete dieser neugeschaffene Begriff mir ein, die des seltenen Glückes theilhaftig geworden, aller Geister tiefsten und graziösesten dahingaukeln zu hören

über den Abgründen des Gedankens, Allem, auch dem Abstraktesten, Glanz, Duft, individuelles, künstlerisches Gepräge verleihend.

Mit sich führte mein Partner die „Maximes“ de La Rochefoucauld, dran sich die ersten Fäden unseres Gespräches knüpften. Er pries die Gabe der Franzosen, La Rochefoucauld, Vauvenargues, Condorcet, Pascal vor Allen, einen Gedanken derartig zuzuspitzen, dass er an Schärfe und Relief mit einer Medaille wetteifern könne. Auch sprach er von der Sprödigkeit des Stoffes, der durch Anwendung der schwierigsten Form künstlerische Vollendung erlange. Diese Forderungen unterstützte er durch folgende Verse, die mir, ihrer Prägung wegen, im Ohre haften blieben:

„Oui, l'œuvre sort plus belle
D'une matière au travail rebelle —
Vers, marbre, onyx, émail —
Point de contraintes fausses,
Mais que pour marcher droit —
Muse, tu chausses,
Un cothurne étroit.“ *)

In diesen Worten liegt das gestaltende Prinzip seines aphoristischen Stiles beschlossen. Zugleich aber birgt sich darin seine, — des ersten Sprachkünstlers neben Goethe und Heine — Ueberzeugung, dass die deutsche Zunge, als ein übersprödes Material, mit Stein und Erz auf eine Reihe zu stellen sei.

Seine Rede verbreitete sich nunmehr, vom socialen Gebiet ausgehend, über religiöse und philosophische Dinge, denen meine Wenigkeit immerhin einiges Verständniss entgegengebracht haben muss. Denn ich ent-

*) In Théophile Gautier's „Emaux et Camées“ — ihr Motto: „Le buste survivra à la cité“ — sollte ich diese Strophe später wieder finden.

sinne mich, dass er ziemlich unvermittelt an mich die Frage richtete: „Nicht wahr, mein Fräulein, Sie sind auch ein Freigeist?“

Ich verwahrte mich gegen diese Bezeichnung, da sie, als Uebersetzung des im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geprägten „Esprit fort“ der Encyclopädisten, eine stark polemische Färbung habe und fügte hinzu: „Mein Wunsch geht danach ein „freier Geist“ zu sein, was sich allenfalls mit dem „libre penseur“ der Franzosen decken mag.“

Hier trug er, wie schon häufig im Verlaufe unserer Unterhaltung, eine Anmerkung in sein Taschenbuch ein. Ich ward später noch, 1880 daran erinnert, da auf dem Titelblatte von „Menschliches, Allzumenschliches“ der Zusatz „Ein Buch für freie Geister“ mich lebhaft an jene Stunde gemahnte. So fasste ich diesen zweiten Titel als eine Zueignung, an der auch ich Theil hatte, und genoss das Werk selbst als den grossartigen, eine ganze Welt umfassenden Commentar zu unserem einzigartigen Zwiegespräch in jener lauen italienischen Nacht. Ein schöner sonnenheller Tag dämmerte nur zu früh auf, meine Begleiterin Frau Claudine von Brevern erwachte; die Unterhaltung aber büsste den reizvollen Charakter der Intimität und des Incognito bei gegenseitiger Namensnennung ein.

In Genua angelangt, stiegen wir unweit des Hafens, in demselben Gasthofe, einem alten Palazzo ab, und verbrachten dort einige Tage in regem Verkehr mit dem, ausserhalb der Fachgenossen und des Wagner-Kreises, noch ungenannten, unberühmten Professor aus Basel. Doch liess er sich erst am nächsten Morgen wieder blicken: es hatten wohl, wie ich später aus einer Andeutung seines Begleiters, Paul Rée, schloss, die empfind-

lichen Nerven des Ueberarbeiteten jene durchschwärmte Nacht zu büssen. So musste er auch ein ander Mal, Kopfschmerzen halber, auf den gemeinsam verabredeten Ausflug nach der Villa Pallavicini verzichten. Doch unternahmen wir zu dritt manch' schöne Partie, von denen vor allen ein langer nächtlicher Spaziergang durch Genuas malerische Gassen und Gässchen als Lichtpunkt in meiner Erinnerung dasteht.

Farbenreich und plastisch zugleich liess Nietzsches Wort Genuas Vergangenheit vor unsrem geistigen Auge wieder erstehn. Es erschloss uns das Verständniss für die Kunst der Renaissance und des Barocks, die der Stadt der Paläste, „Genova, la superba", der einstigen Nebenbuhlerin Venedigs, ihren Stempel aufgeprägt. Und meine Einbildungskraft spann die Romane aus, die sich — im Stile Boccaccios und Franco Sacchettis — dermaleinst in diesen Prunkgemächern, auf jenen Altanen abgespielt haben mochten. So hoch die Gebäude, so enge die Gässchen, dass sie sich einander zuzuneigen schienen, und es nur einer Strickleiter, ja in der höchsten Höhe nur eines Sprunges zu bedürfen schien, um vom einen Balkone auf den andren zu gelangen. Wie unbeschreiblich steigerte sich der Genuss an der malerischen Umgebung, wo Nietzsches Beredtsamkeit zum Zauber der Gegenwart noch die Schatten der mächtigen Vorzeit heraufbeschwor.

Den Höhepunkt des Abends an ästhetischer Wirkung bildete ein Gang in der „Via degli Orefici", dem Gässchen der alten Goldschmiede-Innung, drin sich ein offenes Kaufgewölbe an das andre reihte, in feenhaftem Glanze von Silber- und Gold-Filigran erstrahlend. Nachdem das Auge sich am reizenden Anblicke ersättigt, ward bei den Eva-Töchtern auch die Kauflust rege. Ich

feilschte, kürte, wählte unter den zierlichen Sachen und Sächelchen, die es an Duftigkeit und stilvollen Mustern mit jedem Spitzengewebe aufnehmen konnten. Nietzsche bat mich auch für seine Schwester ein Schmuckstück auszusuchen, was ich mit all dem Eifer und der Ausführlichkeit besorgte, die uns Frauenzimmern bei solchen Anlässen zu Gebote steht.

Dieser Einkauf gab mir Anlass mich nach seinem Lebensgange, nach Eltern und Geschwistern zu erkundigen. In den liebevollsten Worten rühmte er die seltene Innigkeit des Verhältnisses zu seiner einzigen Schwester Elisabeth, das tiefe Verständniss hervorhebend, das sie stets für ihn gezeigt.

Unser Abschied ward schriftlich genommen, da ein Migräne-Anfall ihn abermals in Fesseln schlug. Doch ward uns bald durch die Gunst des Zufalls noch ein unerwartetes Zusammentreffen in Pisa beschieden.

Frau v. B. und ich waren durch die Nacht gefahren und um acht Uhr morgens in der stillen Stadt mit dem Wahrzeichen der beiden schiefen Thürme angelangt. Wie das auf dem Bahnhof bestellte Frühstück ungebührlich auf sich warten liess, griff mein Heisshunger nach dem auf dem Tische vorhandenen landesüblich sauren Weissbrote. Die trockne unschmackhafte Kost spülte ich mit einem Fraschetto Chianti hinunter, nicht ahnend, dass auf nüchternen Magen genossener Wein die Stimmung stark zu erhöhn pflegt. So in rosigster Laune vertrauten wir Beide uns einer Droschke an, und ich jauchzte auf, da ich Nietzsche, schwermüthig seines Weges ziehend, erblickte: „So allein, Herr Professor, oh steigen Sie zu uns ein, wir haben ja dasselbe Ziel“.

Nietzsche war sehr dabei und so sahen wir uns zu dritt Dom, Baptisterium und Campo Santo an, durch die

Brille feuchtfröhlichen Humors, der ansteckend auf meine Genossen wirkte. Selten wohl ward in solcher Stimmung Orcagnas Meisterwerk, das Jüngste Gericht, beschaut. Ich muss ehrlich bekennen, dass manches Erhabne spurlos an mir vorüberging, indess die grotesken Scenen, zwei Teufel zumal, die einen feisten Mönch in den Abgrund zerren, ihres Eindruckes nicht verfehlten. —

Als Kritiker der katholischen Mythologie zeigte Nietzsche sich da von einer ganz neuen Seite, glänzend witzig und sarkastisch, gleichsam in allen Farben spielend.

Am Bahnhofe empfing uns, sichtlich verstimmt, Nietzsches Reisegefährte, Paul Rée, mit dem ich bisher keine zehn Worte gewechselt hatte. Einigermaassen erregt nahm er mich bei Seite und sprach unverhohlen sein Missvergnügen aus, dass ich, seinen Bemühungen zum Trotz, auf- und anregend — mithin schädlich — auf Nietzsche wirke.

Befremdet blickte ich ihn an. Mir war der geistvolle Mann so sehr als ein Weiser erschienen, als ein vollkommen Intellektueller, (was das einzige aus jener Zeit erhaltene Billet durchaus bestätigt)*), dass ich den Begriff Auf- und Anregung mit ihm und meiner Person gar nicht zusammenreimen konnte. Aufgeschaut hatte ich zu ihm, wie zu einem Wesen höherer Art, das sich aus der Sphäre des reinen Gedankens ab und an zu uns Erdenkindern von gröberem Stoffe herablässt.

Nun erfuhr ich von Rée, dem Fidus Achates, dass sein Freund der grössten Stille und Einsamkeit bedürfe, um einem schweren Nervenleiden Einhalt zu thun; er

---

*) Fig. A I, als während eines Migräneanfalls niedergeschrieben, wird nicht weiter von mir analysirt. Merkwürdig ist dies Schriftstück in graphologischer Hinsicht als ersichtlicher Beweis der Selbstbeherrschung und Widerstandskraft, die Nietzsche inmitten seiner Leiden bewahrte.

habe in Basel Urlaub auf ein Jahr genommen und hoffe sich in Sorrent zu erholen unter der Pflege Malvidas v. Meysenbug (Freundin Herzens, Erzieherin seiner Töchter und Verfasserin von „Memoiren einer Idealistin“. Eine wahrhaft schöne Seele, so zart als tapfer).

Alles Dinge, die Nietzsche nicht mit einer Silbe gestreift hatte in unserm durchaus unpersönlichen Gedankenaustausch.

Unter solchen gesundheitlichen Umständen war eine durchplauderte Nacht allerdings vom Uebel gewesen. Dieser Mahnung Rées eingedenk vermied ich es später den verehrten Mann während eines kurzen Aufenthaltes in Sorrent aufzusuchen.

Meine mütterliche Freundin, die sich Kopfschmerzen im Dom geholt, streckte sich auf einem Divan des Wartesaales aus, indess Nietzsche und ich, des verspäteten Zuges harrend, lange noch auf und nieder wandelten in bedeutsamem Gespräch, das mein Handeln und Denken in naher und ferner Zukunft bestimmen sollte. Seine Rede handelte von Liebe und Ehe, von der Pflicht so zu wählen, dass aus der Vereinigung ein höheres Geschlecht erblühen möge und könne: es war der Keim zu der Gedankenreihe in den zwei Kapiteln des Zarathustra „Vom alten und jungen Weiblein“ und „Von Kind und Ehe“. Es gelte die Zuchtwahl der Natur durch die bewusste Zuchtwahl des in die Ferne Liebenden zu unterstützen, zu erhöhn. Als erste Bedingung zum Fortschritte der Menschen sollte der ideale Staat Ehehindernisse aufrichten, um Kranke, Schwächlinge und Blöde von der Zeugung auszuschliessen und durch diese Maassregel der unendlichen Fortpflanzung physischen und sittlichen Elends Einhalt zu thun. Den Ehen zwischen Geschwisterkindern wehren, die Mischung — „auf Mischung

kommt es an“ — von Nord und Süd, von Glut und Kälte, nordischer Bedachtsamkeit und italienischem Feuer, dies und Mehreres noch warf er hin. Das grausame Aussetzen der schwächlichen Kinder wie in Sparta, dem jene streitbare Republik ihre Mannhaftigkeit und lange Dauer zum grössten Theile zu danken gehabt, fiele damit im modernen Staate fort. Wenige Jahrhunderte nur, — und eine Auslese des Menschengeschlechts werde an die Stelle der in Skrofulose, Schwindsucht u. s. w. verkümmerten Menschheit treten. Begeistert pflichtete ich ihm bei.

Unser Zwiegespräch wandelte sich in einen Monolog Nietzsches, einen Dityrambus, getragen vom Feuer und der Ueberzeugungskraft eines Propheten. Jedes dieser Worte trank ich durstig in mich und bewahrte es auf dem Grunde meiner Seele. Den Eindruck, den er auf mein begeisterungsfähiges Gemüth hervorgebracht, giebt ein Wort aus Zarathustra ausdrucksvoll wieder: „Ich liebe den, dessen Seele übervoll ist, so dass er sich selber vergisst, und alle Dinge in ihm sind.“

Eine heilige Glut wehte mich an aus diesem Munde, zugleich aber eine Milde, Weichheit und Zartheit des Wesens, eine Reinheit des Sinnes, die Alles berühren, Alles andeuten durfte. Noch war er nicht hart geschmiedet im Feuer der Trübsal, noch deutete nichts in ihm auf das Wort des alten Weibleins: „Vergiss die Peitsche nicht.“

Der Funke, den Nietzsche in meine Seele geworfen, glühte fort und weckte den brennenden Wunsch, Durchgangspunkt zu werden für einen Genius. Ob die Liebe zu meinen Kindern später durch das Maass ihrer Begabung bedingt wurde? Ich muss es wohl annehmen, denn ein geistvoller Arzt sagte mir einst: „Sie lieben ihre Kinder wie ein Mann.“

Eine unvergessliche Stunde wars, eine goldene, fruchtbare Saat, die der grosse Denker verschwenderisch um sich streute, eine Saat, die, so hoffe ich, schon in den Gemüthern meiner jugendlichen Söhne Wurzel geschlagen hat.

Ich kann es mir nicht versagen, hier die Aphorismen 150 und 151 der „Morgenröthe“ zuzuziehn, die denselben Gegenstand, in anderer Beleuchtung und grellerem Colorit, behandeln. Ebenfalls eine Vorstufe für die Conzeption des Uebermenschen.

150.

Der Zufall der Ehen. — Wäre ich ein Gott und ein wohlwollender Gott, so würden mich die Ehen der Menschen mehr als alles Andere ungeduldig machen. Weit weit kann ein Einzelner vorwärts kommen in seinen siebenzig, ja in seinen dreissig Jahren — es ist zum Erstaunen, selbst für Götter. Aber sieht man dann, wie er das Erbe und Vermächtniss dieses Ringens und Siegens, den Lorbeer seiner Menschlichkeit an den ersten besten Ort aufhängt, wo ihn ein Weiblein zerpflückt; sieht man, wie gut er zu erringen, wie schlecht er zu bewahren versteht, ja wie er garnicht daran denkt, dass er vermittelst der Zeugung ein noch siegreicheres Leben vorbereiten könne: so wird man, wie gesagt, ungeduldig und sagt sich: es kann aus der Menschheit auf die Dauer nichts werden, die Einzelnen werden verschwendet, der Zufall der Ehen macht alle Vernunft eines grossen Ganges der Menschheit unmöglich; — hören wir auf, die eifrigen Zuschauer und Narren dieses Schauspiels ohne Ziel zu sein! — In dieser Stimmung zogen sich einstmals die Götter Epicurs in ihre göttliche Stille und Seeligkeit zurück: sie waren der Menschen und ihrer Liebeshändel müde.

151.

Hier sind neue Ideale zu erfinden. — Es sollte nicht erlaubt sein, im Zustande der Verliebtheit einen Entschluss über sein Leben zu fassen und einer heftigen Grille wegen den Charakter seines Geschlechts ein für allemal festzusetzen: man sollte die Schwüre der Liebenden öffentlich für ungültig erklären und ihnen die Ehe verweigern: — und zwar weil man die Ehe unsäglich wichtiger nehmen sollte! so dass sie in solchen Fällen, wo sie bisher zu Stande kam, für gewöhnlich gerade nicht zu Stande käme! Sind nicht die meisten Ehen der Art, dass man keinen Dritten als Zeugen wünscht? Und gerade dieser Dritte fehlt fast nie — das Kind — es ist mehr als ein Zeuge, nämlich der Sündenbock.

Der Zug brauste heran — ein Blick, ein Händedruck — und mir blieb, treu bewahrt im Gemüthe, eine Spur, die nichts mehr verwischen sollte.

Aus Sorrent erreichte Frau v. B. und mich noch ein Bücherpacken, zu freundlichem Gedenken, mit der Aufschrift: „Der vollendeten Cultur und der nach höchster Vollendung strebenden Cultur.“ Diese Widmung enthielt eine Anspielung auf das Ideal des Individualismus, für das er bei mir volles Verständniss gefunden. Uns Beiden eignete die Selbstsucht der höchsten persönlichen Durchbildung. Freudig soll der Geringere in einer hohen Persönlichkeit aufgehn, diese aber mit nichten zum vulgum pecus herabsteigen. Dies wäre eine Minderung der seelischen und intellektuellen Kräfte, eine Sünde wider den heiligen Geist.

In Nietzsches Wesen und Erscheinung lag etwas, das er später mit „Pathos der Distanz“ bezeichnet hat.

Sein Aeusseres trug so sehr den Stempel des gesteigerten Denklebens, dass mir Uhlands Vers:

„Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur“

zu Sinn kam, als ich ihn in Pisa, dem Dome beschaulich zuwandelnd, erblickte. Der Ausdruck des Stolzes, freilich gedämpft durch Müdigkeit und eine gewisse Unsicherheit der Bewegungen, die in seiner Kurzsichtigkeit begründet war. Grosse Verbindlichkeit und gefällige Verkehrsformen paarten sich in seinem Auftreten mit Schlichtheit und Vornehmheit, eine Vereinigung, die den Menschen in dieser Vollendung nicht als Selbsterworbenes, sondern als Culturerbe auszeichnet.

Eine Erfahrung, welche die alte französische Cultur in folgendem Spruche niedergelegt hat: „Il faut trois générations pour faire un gentilhomme“.

„Für einen so geistreichen Menschen“, hat sich Frau Geheimrath Ritschl einst gegen Elisabeth Nietzsche geäussert, „ist Ihr Bruder eigentlich zu schön.“ Ich kann diesem Ausspruch aus doppelten Gründen nicht beistimmen. Einmal in der Theorie. Meiner unmittelbaren Empfindung nach habe ich Hässlichkeit stets mehr oder minder als niedergehende Entwicklung empfunden. Eine Anschauung, die dem Griechen so fern als möglich lag, sollte doch für uns Deutsche endgiltig durch die sieghafte Erscheinung eines Goethe widerlegt sein.

„Die Schönheit, was das ist, das weiss ich nicht“ bekennt Albrecht Dürer. Beim Menschen, sollte ich meinen, tritt sie uns am ehesten in der Harmonie von Innenleben und Erscheinung entgegen. Diese nicht aufdringliche Schönheit war Nietzsche allerdings in hohem Maasse zu eigen. Doch bei seiner Rede Zauberfluss war ich nicht mehr Auge, nur ganz mehr Ohr: das schöne dunkle Auge, dessen Glanz die Brille neidisch dämpfte, das edle Profil, die reine, hoheitsvolle Stirn — das Alles trat in den Hintergrund vor dem Dufte dieser einzigen Seelen- und Geistesblüthe.

Die Frage, ob jung und ob alt, hatte ich mir nicht einmal gestellt und war daher höchlichst überrascht, als ihn Rée für einen jungen Mann von 32 Jahren erklärte.

Weisheit und Jugend in seltenem Vereine zeitigten diesen Flug des Gedankens, der mich forttrug, weit fort, zu ungeahnten Höhn und Ausblicken.

Jener Bücherpacken enthält alle bis 1876 erschienenen Werke „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ und die vier „Unzeitgemässen Betrachtungen“, denen später noch das französische „Richard Wagner à Bayreuth“ folgen sollte.

Das Lesen dieser Schriften bestätigte meine durch

Intuition auf den ersten Blick gewonnene Ueberzeugung, dass mir das hohe Glück zu Theil geworden, einen Genius von Angesicht zu Angesicht zu schaun, seine Worte in mich zu trinken.

Den starken Eindrücken, die Natur und Kunst Italiens in mir zurückgelassen, hatte sich als ein drittes gleichwerthiges Moment der Eindruck seiner hohen Individualität gesellt.

Ich sollte ihn gesund nicht mehr wiedersehn.

Wohl sandte ich ihm März 1878 die Anzeige meiner Vermählung, wohl lud ich ihn von Heidelberg aus ein, die Pfingstferien dort unter unserm Dache zu verleben.

Er war zu krank um Basel zu verlassen und diktirte seine Absage der Schwester Elisabeth, deren liebevolle Pflege ihn damals betreute.

Seine Bücher hielten in Zukunft das Gedächtniss an ihn wach.

Wie dann diese Gestalt im Laufe der Jahre wuchs, sich wandelte und mit jeder Wandlung an Tiefe und Unabhängigkeit gewann, sich weitete bis ins Uebermenschliche, — wie die zu straff gespannte Saite sprang, — diese ganze Passionsgeschichte gehört der Menschheit an.

Ich habe sie still für mich in der Einsamkeit erlebt und nachempfunden.

Capitel III.

Wiedersehn mit Nietzsche an den Pforten des Todes.

Ein Aufsatz in der „Zukunft“ 1899 von Elisabeth Förster-Nietzsche: „War Nietzsche mehr Denker oder Dichter“? lenkte zuerst meine Aufmerksamkeit auf das in dieser Frage beschlossene graphologische Problem. Dies zu ergründen wandte ich mich mit der Bitte um schriftliches Material an die sorgsame Hüterin des Nietzsche-Archivs. Aus Vorsicht musste sie es ablehnen werthvolle Briefe oder sonstige Manuskripte der Post anzuvertrauen, lud mich aber auf das Freundlichste ein, meine Studie unter dem Dache zu schreiben, das Nietzsche-Zarathustra beherbergte.

So lenkte ich denn, vom ersten graphologischen Congresse zu Paris (24.—31. Mai 1900) kommend, meine Schritte dem Musenwittwensitze zu, der dem Graphologen und Autographen-Liebhaber in den Hallen des Goethe-Archives die Hülle und Fülle an Anregung und Belohnung bietet. Diese Schöpfung der hochherzigen Grossherzogin Sophie wird sich mit der Zeit zum allgemeinen Archiv der gesammten deutschen Literatur ausdehnen: der Handschriftdeutungskunde zu Nutz und Frommen, Weimars kunstsinnigem Fürstenhause zur Ehre.

Doch galt mein erster Gang dem Nietzsche-Archiv, einer geschmackvollen Villa, die sich zu Ende der Luisenstrasse auf einer sanft ansteigenden Höhe erhebt und einen weiten Ausblick ins anmuthige Thal gewährt.

Mein Herz pochte, da ich in frommer Scheu den Klingelzug berührte, des Hauses, das jeder denkende und fühlende Deutsche nicht anders betreten dürfte, als „Schauer der Ehrfucht fromm in der Brust“.

Ein Diener fragte nach meinem Begehr und führte mich in ein stimmungsvolles Gemach mit anstossendem Erker und Bücherei, drin Bilder und Büsten Nietzsches meine Aufmerksamkeit gefangen nahmen.

Nicht lange, und es erschien die Herrin dieser anheimelnden Räume, aus deren Munde mir jedes Wort, jede Mittheilung so unendlich werth war. Die nächste Blutsverwandte des grossen Mannes, verknüpft mit ihm durch innigste Bande der geschwisterlichen Liebe, durch Verständniss für die Grösse und Eigenart des in der frostigen Zone geistiger Höhenluft immer mehr Vereinsamten; der, schier verschmachtend, nach neuen Freunden rief, indess sie, die laut seines eignen Zeugnisses, „ihn stets am besten verstanden hat“, durch das Weltmeer von ihm geschieden, in Paraguay an der Seite des Gatten weilte.

Der geistigen Frische und Anmuth ihres Wesens gesellt sich der eigenthümliche Liebreiz einer unverwelklichen körperlichen Jugend. Blond von Haaren, klein und zierlich gebaut, macht ihre Erscheinung einen überaus weiblich zarten Eindruck. Den Grad der Spannkraft ihres Willens und das grosse Maass an Vitalität, dem er entsprossen, kann man nur aus ihrer Handschrift, nicht aber aus den geschmeidigen Bewegungen, dem klaren, ruhigen Blick der schönen blauen Augen entnehmen.

Ihre Schrift ergiebt eine Selbstzucht des Willens und des Empfindungsvermögens, gesellt einem Muthe, der aus Aufrichtigkeit der Gesinnung hervorgeht und sich im Drange des Gefühls bis zum Heldenhaften steigern kann.

Mit liebenswürdiger Wärme und Zuvorkommenheit empfing sie mich. Es war mir eine wehmüthige Freude zu vernehmen, dass Nietzsche sich gern, da er noch gesund, an jene so weit zurückliegenden Tage des Verkehres mit mir zu erinnern pflegte. Frau Elisabeth berichtete mir, dass ihre Umsiedlung von Naumburg nach Weimar, vor 2½ Jahren nach dem Tode der Mutter bewerkstelligt, ihrem Bruder ausnehmend zu bekommen schien. Stille und gute Luft hatten ihn so weit gestärkt, dass er sich viel im Garten erging, las und sprach, derart dass die treue Schwesterseele bereits eine dauernde Genesung erhoffte und im Begriff stand Prof. Kraepelin aus Heidelberg zur Behandlung zuzuziehn. Leider war es nur der trügerische Stillstand eines unerbittlich fortschreitenden Nervenleidens gewesen, das häufig in seinem Verlaufe räthselhafte, runewartete Besserungen bietet. Im Juni 1899 machte ein erneuter Nervenschlag diesem Aufflackern der Lebenskräfte, und damit auch der freien Bewegung, ein Ende. Nur durch ein von ihr ersonnenes System raffinirter Pflege, im Wesentlichen darauf beruhend, dass mit Lager und Stellung den Tag über je alle zwei Stunden gewechselt wurde, konnte dem armen Dulder die Pein des Wundliegens erspart werden. So führte er, körperlich schmerzlos, eine friedliches beschauliches Dasein, geborgen in der Hut unermüdlicher Liebe und Fürsorge, die mit jeder Sonne sich für ihn erneute. Zeuge dess eine, vor etwa einem halben Jahre gethane, rührende Aeusserung: „Nicht wahr, meine Schwester, jetzt sind wir doch ganz glücklich?“

Frau Elisabeth empfand diese Glückesstimmung des so schwer Geprüften als schönsten Lohn ihres Strebens, als eine Gnade des Geschickes, das ihm noch vor dem Scheiden eine Reihe von Halkyonen-Tagen gewährte. „Diese Frist ist mir geschenkt, und ich nehme sie dankbar hin, wie die Stille vor dem Sturm, die Ausspannung vor dem letzten tödtlichen Streich“, so sprach sie zu mir, banger Ahnung voll.

Ein Wiedersehn, ersehnt und gefürchtet, sollte mir auf meine dringende Bitte nach drei Tagen vergönnt sein — und mit mir zugleich einer kleinen Tafelrunde vertrauter, alter und neuer Freunde.

Vor Allem lernte ich da Peter Gast kennen, den hingebenden Jünger und Genossen Nietzsches, dem er 1880 in Venedig „L'ombra di Venezia“ diktirte, das zum Theil in die „Morgenröthe“ aufgenommen wurde. Gast verdanken die Leser von „Zarathustra“ auch jene treffliche Einleitung zur zweiten Auflage, die zum 15. und 16. Tausend zugleich mit einem Aufsatze Frau Elisabeths „Wie der Zarathustra entstand“ aufs Neue wieder abgedruckt worden ist. Beide Stücke, Schlüssel zur philosophischen Dichtung, dürften in Zukunft bei keiner Auflage mehr fehlen.

Zu grosser Genugthuung gereichte es mir, Gast, den Mann mit dem goldenen empfänglichen Herzen und dem ausdrucksvollen Musikerkopfe, kennen zu lernen. Jüngst gewonnene Anhänger, ein junges Ehepaar von harmonischer Bildung, Adelsmenschen nicht allein der Geburt, sondern der Gesinnung, vervollständigte den sympathischen Kreis. Es war ein guter Tag für den Kranken, und so geleitete uns Frau Elisabeth hinauf in die Gemächer des Bruders, die abseits von jeder Störung, von jedem Lärm, im oberen Stocke gelegen waren.

Wie ward mir, da ich ihn erschaute in der Hoheit seines Wesens, der so unendlich vertieften Schönheit seelischen Ausdrucks! Die Schönheit des Auges zumal, von keiner Brille mehr verhüllt, war geradezu überwältigend. Von diesen tieftraurigen Augensternen, die in die Ferne zu schweifen und doch nach innen zu schauen schienen, ging eine mächtige Wirkung aus, ein magnetisches geistiges Fluidum, dem sich keine sensitive Natur entziehen konnte.

In weisse Gewänder gehüllt ruhte er auf einem Diwan, dem ich zaghaft mich nahte, eingeführt von den Worten der Schwester: „Liebling, hier bringe ich Dir eine liebe Freundin, der wir uns häufig gemeinsam erinnert haben.“ Mit beiden Händen umfasste ich seine schmale, abgezehrte Rechte — dieselbe, die unsterbliche Gedankenreihen, aere perennius, auf das Papier gebannt hatte — und flüsterte: „Wir sind uns dereinst, lang, lang ist’s her, in Italien, in Genua und Pisa, begegnet.“ Prüfend, sinnend weilte sein Auge auf mir und suchte dann, unter Schütteln des gewaltigen Hauptes, mit stummer Frage den Blick der Schwester, die ihm sanfte, liebevolle Koseworte zuraunte.

Unter den Händen von Meister Peter Gast entquollen dem Flügel herrliche Klänge, mächtige Tonwellen, die den Kranken wie mit Zaubergewalt ergriffen und, einem elektrischen Funken gleich, seinen Organismus durchzuckten. Seliges Entzücken malte sich in seinen Mienen, der ganze Körper erbebte in fieberhafter Erregung — und siehe da, neues Leben durchströmte die durchscheinenden, gelähmten Hände. Sie brachen die Fesseln der Erstarrung und bewegten sich gegen einander zum Zeichen des Beifalls. Nicht genug konnte er sich dran thun in dieser Kundgebung der Freude;

schon schwiegen die Saiten — doch Aug in Aug mit der Schwester, beredtes Mitempfinden dort heischend und findend — zitterte die wonnige Erregung, ein wahrer Sturm der Begeisterung nach, in Mienenspiel und nicht enden wollendem Beifallsklatschen. Ein Schauspiel für Götter, das zu schauen mir beschieden.

Feuchten Auges, von unaussprechlichen Empfindungen durchwogt, zogen die Zeugen dieses seelischen Aufruhrs sich still und bewegt zurück. Händedruck und Thränen lösten die Spannung der Seele.

„Was für Gefühle“, so musste sich Jeder fragen, „mögen sich hinter dieser hohen, reinen, gedankentiefen Stirn abspielen!“ Gefurcht vom Denken wies sie stolz die Narben, welche die Gedanken darein geschlagen. Wie eine Ruine, verklärt vom Abendroth, ergreifender wirkt und ausgiebiger das ihr innewohnende Element der Schönheit verräth, als das noch unversehrte Gemäuer im kalten nüchternen Glanze des Tageslichts, also der leidende Dulder, dessen edlen Zügen die Jahre zum Stempel der geistigen Hoheit die Tragik des Schmerzes gesellt hatten: Lorbeer und Dornenkrone auf einem Haupte vereinigt.

Wie sehr vergegenwärtigte mir dieser Anblick des Erhabnen den Aphorismus 423: „Im grossen Schweigen“, mit dem das 5. Buch der Morgenröthe anhebt. Als eine Zukunftsvision, so erschienen mir jetzt diese prophetischen, geheimnissvolle Schauer weckenden Worte:

„Das Sprechen, ja das Denken wird mir verhasst: höre ich denn nicht hinter jedem Worte den Irrthum, die Einbildung, den Wahngeist lachen? Muss ich denn nicht meines Mitleidens spotten? Meines Spottes spotten? — Oh Meer, oh Abend! Ihr seid schlimme Lehrmeister! Ihr lehrt den Menschen aufhören, Mensch zu sein! Soll

er sich Euch hingeben, soll er werden, wie ihr es jetzt seid, bleich, glänzend, stumm, ungeheuer, über sich selbst ruhend? Ueber sich selbst erhaben?“

Nachdem unsre Bewegung geebbt, wies mir Frau Elisabeth die Radirung Hans Oldes, zu der Nietzsche ihm vor wenig Monaten gesessen hatte. Sie ist darauf, zugleich mit den Bildern von Nietzsches Vorfahren, im 5. und letzten Jahrgange des Pan August 1900 erschienen.

Den Eindruck, den ich soeben von Nietzsches Persönlichkeit empfangen, spiegelt das Werk Hans Oldes in so vollendeter Weise wieder, dass mir jedes Lob zu gering erscheint für dies Kunstwerk allerersten Ranges. Noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Originals stehend, da ich es erschaute, muss ich betheuern, dass es kaum Lenbach in gleich umfassender Weise gelungen ist, die gesammte Persönlichkeit herauszuholen.

Bismarck, den Thäter und Instinktmenschen in erschöpfender Deutlichkeit hinzustellen, dünkt mich zudem weitaus leichter, als einer Individualität gerecht zu werden, deren Denkleben sich gewissermaassen parasitär auf Kosten des Thatlebens, mit äusserster Conzentration der Willenskräfte auf das cerebrale Gebiet, entwickelt hat. Bei völliger Unkenntniss der Person genügt ein Blick auf dies Meisterwerk des Griffels, um sich zu sagen: Dies ist ein Heros des Gedankens. Hinter dieser genialen Stirn, diesen traurig tiefen Augen birgt sich eine Welt, der Schauplatz dramatisch bewegter Gedanken und Empfindungen von einer Intensität sonder gleichen.

Diese Radirung wirkt gleich einer Offenbarung, gleich einem Commentar zu Zarathustra, und füllt eine

klaffende Lücke aus, angesichts der mangelhaften Photographien, die nur einen blassen Schatten, wo nicht eine Carikatur dieses Genius bieten. Zumal die schauderhafte Fratze im Buche von Lou Andreas-Salomé, von da, zu meinem Schmerz, in Zieglers 19. Jahrhundert übergegangen, verdiente als Zerrbild gebrandmarkt und öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden! Das Profilbild von 1883, dem Geburtsjahr des Zarathustra, wird der Nase und der Stirn gerecht, mit nichten aber diesem wundervollen Auge, das bei Olde, von keiner Brille mehr verdeckt, Bände spricht mit diesem mystischen, abgrundtiefen Blick. Es sind Imponderabilia, die der Griffelkünstler erfasst und auf die Tafel gebannt hat. Und Deutschland darf ob dieser künstlerischen That Hans Olde Dank wissen.

So gereicht es mir zu hoher Befriedigung, aus eigener Anschauung konstatiren zu können, dass die idealisirende Phantasie eines Künstlers hier nichts zur Wirklichkeit hinzugethan hat, wie dies z. B. bei der Goethe-Büste Trippels der Fall ist. In dieser Schöpfung des Meissels hat das zum Typus des lichtspendenden Gottes erhöhte Individuum in der That „abgestreift jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“. Olde aber hat sich ganz an die Natur gehalten: sprechende Aehnlichkeit und künstlerische Vollendung im Bunde mit psychologischer Vertiefung haben sich zur Entstehung eines Meisterwerkes vereinigt.

Wenig Wochen mehr — und das Grab hatte sich über dem grossen Leidensüberwinder geschlossen. Sei ihm die Erde leicht, der sie so sehr geliebt, der das Leben bis in seine äussersten Consequenzen bejaht und den Gedanken der ewigen Wiederkunft aller Dinge gewagt hat.

Nun die Individuation des ewigen Lebensgeheimnisses in dieser Hülle den Elementen wieder zurückgegeben ist, mag die Graphologie in scheuer Ehrfurcht danach trachten, das gestaltende Prinzip dieser komplexen Persönlichkeit zu erkennen, ihr Keimen, Wachsen und Vergehn mit der Fackel der Wissenschaft zu beleuchten.

Fig. *I.*

Capitel IV.

Der Knabe Nietzsche bei 15 Jahren.

Bei Bestimmung einer Pflanze muss der Botaniker mit Beobachtung der Keimung und Knospenbildung beginnen. Einen Mann zu erfassen, sein Lebenswerk geziemend zu würdigen, dazu bedarfs auch für den Graphologen einer aufmerksamen Verfolgung seines Entwicklungsganges. Die zarte Menschenknospe in ihrer Gebundenheit muss er verstehn lernen, ehe er sich an die Werthung von Blüthe und Frucht heranwagt. „The child is father to the man“ „das Kind ist des Mannes Vater“, so sprach vor mehr denn 150 Jahren der englische Dichter Pope. Er hat Recht, das Kind ist typischer für den Mann als es der Jüngling sein dürfte, der im Ueberschwang seines feurigen Blutes, im Sturm und Drang der Leidenschaften, häufig eine Ausnahmestellung zwischen Kind und Mann einzunehmen pflegt.

Wer dürfte sich angesichts des heutigen Standes der Wissenschaft herausnehmen, die Gesetze der Vererbung klarzulegen, unter deren Zwange die mannigfachen Wesenselemente sich zu einer neuen Individualität zusammenfügen! — wer die Bedingungen, den Nährboden der Umwelt bestimmen, innerhalb welcher Atavistisches unvermuthet zu neuer Bethätigung erwacht?

Als Erfahrungssatz steht jedenfalls fest, dass gleichartige Vererbung weit seltener als die ungleichartige aufzutreten pflegt. Wir sind weit minder aufgeklärt über die geheimnissvollen Combinationen der ererbten seelischen Elemente, als über die Entstehungsbedingungen der sogenannten „isomeren" chemischen Körper, die sich wie Gummi und Zucker nur durch die verschiedene Lagerung ihrer Atome innerhalb der Moleküle von einander unterscheiden.

Ein Räthsel wird der Mensch geboren, und je weiter, je höher das Individuum ausschreitet, um so mehr Räthsel giebt er dem Psychologen auf.

„Jeder ist ein Stück Fatum, von vorne wie von hinten", so hat der grosse Individualist, dessen Knabenschrift uns eben vorliegt, das Lebensräthsel klar und scharf formulirt. Und wieder anderswo äussert er sich: „Jede Seele ist ein Gesellschaftsbau aus vielen Seelen", die sich entweder grimmig befehden oder freundlich verbinden, wofern sie sich nicht durch Wechselwirkung gegenseitig aufheben; Seelen, von denen zur Zeit manche in den Tiefen des Unterbewusstseins schlummern und nur mehr im Traume ihr Wesen treiben, indess andere im Lichte des Tages an der Oberfläche wirken und schaffen. Nicht alle Blüthenkeime reifen. Welcher von den Seelen die Führung geworden im Reigen der Vielen, diese Bestimmung fällt dem Schriftdeuter anheim. Ob die Richtung der Entwicklung in auf- oder niedergehender Linie stattfindet? Ob unter freundlicher Sonne sich die Lebensmöglichkeiten gedeihlich entfalten, oder aber, fern dem Lichte, als Schattenpflanzen ein kümmerliches Dasein fristen, wo nicht gar jämmerlich verdorren müssen? Ob die vielfachen Seelen zur straffen Conzentrirung des selbstbewussten Ich, zur Einheit in der Vielheit gelangen?

Ob ungünstiger Weise zu frühe ein Zerfallen, eine Trennung der Seelen-Vielheiten sich ergeben muss?

Léon Daudet (Sohn von Alphonse Daudet) hat in seinem Romane „Heres“ die mir sehr einleuchtende Idee behandelt, wonach die Zerfahrenheit einer Persönlichkeit sich davon herschreibt, dass seine Vorfahren, einer nach dem andren, Macht über ihn gewinnen, einander gewissermaassen in der Vorherrschaft über den Enkel ablösend. Verhängnissvoll gestaltet sich dieser Einfluss in der Dichtung durch den zu gering bemessenen Termin dieser Ablösung, wie er wohl kaum dem Boden der Thatsächlichkeit abgelauscht sein dürfte. Für jeden Graphologen sollte die Selbstbeobachtung während seines Lebenslaufes erlauben, eine gewisse Periodizität erblicher Beeinflussungen, geheimnissvoller Unterströmungen festzustellen. Je harmonischer indess die Persönlichkeit, um so mehr werden die Sondervererbungen aufgehn in dem grossen Akkorde, den die neugebildete Individualität darbietet: das Ergebniss von Vater und Mutter, von Gross- und Ureltern, die den Zettel des Charakters bilden, drin als Einschlag noch manch dunkle oder leuchtende Fäden aus frühern Geschlechtsreihen ab und an hervortreten.

Die als Instinkte wirkenden Kräfte im Menschen schreiben sich zumeist von Vererbungen älteren Datums her: unser Culturerbe, das sich als Tugend oder Laster, als Tauglichkeit oder Untüchtigkeit herausstellt. Im Schoosse der undurchdringlichen Vergangenheit ruhen die Triebfedern unseres Strebens und Handelns: Instinkte, Wünsche, Neigungen, Fähigkeiten, die unserm individuellen Dasein Farbe geben und Ziele setzen. Es ist damit wie mit dem Winde: „Du spürest sein Sausen wohl, aber Du weisst nicht von wannen er kommt, noch wohinnen er fährt“.

In nicht allzuferner Zukunft wird der Lebensbeschreiber und Erforscher einer hervorragenden Persönlichkeit neben der genealogischen Ahnentafel auch eines graphologischen Stammbaumes nicht entrathen können.

Die Schrift des Fünfzehnjährigen.

Im November 1859 richtet Friedrich Nietzsche an seine Mutter den kindlichen, von keiner bedenklichen Frühreife zeugenden Bericht über die auch in Schulpforta schön und würdig begangene Schillerfeier. Mit Rührung weilt das Auge auf den jugendlichen Schriftzügen, deren gleichmässige Anordnung und Zeilenrichtung auf Nachhülfe einer liniirten Unterlage folgern lässt.[1])

Welche Anlagen lies't der Schriftdeuter in diesen streng bemessenen Zügen, so sorgfältig und gewissenhaft ausgeführt, dass sie uns auf den ersten Blick noch ziem-

---

[1]) Jugendliche Zuchtschrift, die trotz der gewollten und gemussten Gebundenheit 9 Haupteigenheiten aufweist.

a) Kleine Schrift. Höhe der Kleinbuchstaben 1 Millimeter.
Charakteristisch der Gegensatz dazu:

b) Oberlängen von 5—6 Millimeter bei den Gross- und Langbuchstaben = Vorwiegen des Denklebens bei Nichtvorhandensein praktischer Anlagen, worauf die bis zu 2—3 Millimeter verkümmerten Unterlängen deuten.

c) Maassvolle, genaue, regelmässige Schrift mit fehlenden Endstrichen.
Wieder hiezu ein Gegensatz in

d) Weite Schlingen und Heiterkeitsanstriche.

e) Verbundene Schrift (Intuitive Schöpferkraft noch nicht erwacht).

f) Einfache Schrift.

g) Klare Schrift.

h) Nervöse Schrift (Unsicherer Strich, Unterbrechungen bei den gerundeten Haarstrichen, Verwandlung der Grundstriche in Haarstriche, so beim s und t.)

i) Aesthetische Umbildungen der Grossbuchstaben L. I. T. bei Verkehrung der obern Ecken in Rundungen. Vereinfachungen des grossen L und B zu kleinen l und b laufen nebenher.

lich schönschriftmässig[1]) anmuthen? Doch nur bei flüchtigem Hinschauen, da eingehende Prüfung uns rasch eines Besseren belehrt. Wohl ist es eine Zuchtschrift, wie sie sich für den Schüler von Pforta, für den Sprössling einer langen Reihe ehrenvester Gottesstreiter und Schriftgelehrten schickt.[2]) Keine Regung in dieser Schrift, die bereits auf aller Denker Unabhängigsten hinwiese."

„Die Raupe, schon die Chrysalide
Deutet den künftgen bunten Schmetterling"

können wir mit nichten anführen hier, wo Nietzsches Geistesflug auf den Ikarus-Flügeln, die ihn zu schwindelnder Einsamkeit emportragen sollten, noch nicht begonnen hat. Wie billig und natürlich steht er als Schüler bei 15 Jahren ganz und gar unter dem Einflusse der Familienüberlieferung.

Und doch ist selbst die Schrift des Knaben schon eine reiche[3]) zu nennen, da sich, neben dem Festhalten an der Norm der Schulschrift, bereits viele — ich möchte sagen — typisch individuelle Züge aufweisen lassen, in denen der Ansatz zum Philologen[4]), Dichter[5]), Aesthetiker[6]), Denker[7]) beschlossen ist. Noch aber erscheint das geistige Leben des Knaben auf Rezeptivität[8]) gegründet. Ist man doch in dem Alter mit Nothwendigkeit ein Nach-

[1]) Genau ausgeführte Buchstaben, tadellose Zeichensetzung; sehr bezeichnend namentlich bei der Unterschrift der Gründlichkeitsanstrich am F, der sich beim N zum Weitläufigkeitsanstrich verschärft.

[2]) Kleine, regelmässige, verbundene Zuchtschrift.

[3]) 9 Haupteigenthümlichkeiten, die Gegensätze unter einander aufweisen, draus sich eine von Hause aus komplexe Natur ergiebt.

[4]) Kleine, genaue, maassvolle Schrift.

[5]) Weite Schlingen bei Ueberwiegen der Oberlängen.

[6]) Geschmackvolle Umbildungen einiger Grossbuchstaben.

[7]) Grosse Oberlängen = Vorwiegendes Denkleben. Intellektualismus. Kein Praktiker.

[8]) Regelmässige, verbundene, noch wenig individuell differenzirte Schrift.

Denker und An-Empfinder, ein Stadium der Entwicklung, in dem die meisten Menschen Zeit ihres Lebens befangen bleiben. Ein Jeder muss dasselbe aber durchlaufen, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, dass nichts weder den scharfen Kritiker noch den fruchtbaren, genialisch schöpferischen Geist ankündigt.[1])

Sehen wir uns nun das Wesen des Knaben nach den Aeusserungen des Geistes-, Gefühls- und Willenslebens genauer an.

Zunächst aber, wie ist der Körper beschaffen, als dessen Ausstrahlungen diese drei eng in einander verflochtenen Categorien aufzufassen sind?

Nach welcher Richtung orientirt sich Denken, Fühlen und Handeln? Es ist von grösster Wichtigkeit, festzustellen, welch' ein Untergrund an körperlicher Kraft vorhanden ist, um den hochgespannten Anforderungen der Schule ohne Schädigung zu genügen.

Als Thatbestand mittelst dieses Schriftzeugnisses lässt sich also feststellen, dass Nietzsche von seinen Aeltern einen ganz gesunden Organismus überkommen hat, bei einem sehr empfindlichen Nervensystem und einigermaassen zarter Constitution, zu deren Kräftigung mehr Schlaf, weniger Schularbeit, auch wohl eine minder klösterlich strenge Zucht vonnöthen gewesen wäre.[2])

---

[1]) Gebundene Schrift. Keine Grossbuchstaben, die sich von den nachfolgenden trennen, woraus Scharfblick und schöpferische Kraft zu erkennen wäre. Ebenso fehlt es durchaus an den keilförmig zugespitzten, kritischen Zügen. In der späteren Schrift N.s offenbart sich der Unabhängigkeitsdrang und die schöpferische Kraft durch die zum grössten Theile unverbundene, steile Schrift.

[2]) Die normale Schrift des Knaben weist eine mässige Grundstrichbreite bei sehr feinem Haarstrich auf = zarte Constitution, unsinnliche Natur. Der regelmässige Wechsel von beiden lässt auf Fleiss, sich gleich bleibende Energie und Pflichtgefühl schliessen.

Zeichen der Uebermüdung: Unsicherheit der gerundeten Anstriche,

Dieser Brief trägt das Gepräge eines übermüdeten Schülers, der bis an, oder vielmehr bis über die Grenzen der Zuträglichkeit angestrengt worden ist.[1])

Er thut sich's nicht leicht: setzt sich doch sein Wollen zunächst in Fleiss um, in Pflichtgefühl, das unerbittlich streng jede Abweichung von dem sich gesetzten Ideale ahndet, weder Fahrlässigkeit, Unordnung, noch Unpünktlichkeit an sich duldend.[2]) So schreibt ein Musterschüler, der sich sonder Widerstreben der Schulzucht unterwirft, deren Dürre und Strenge ihn einerseits freilich bedrücken konnte. Bei dem ausgeprägt unpraktischen Sinne musste andererseits dieses Eingefügtsein in eine feste Ordnung und Regelmässigkeit ihm insofern genehm sein, als es ihn des eigentlichen Entschlusses zum Handeln enthob.[3])

Schon ist — wir dürfen es uns nicht verhehlen — „die angeborne Farbe der Entschliessung von des Gedankens Blässe angekränkelt".[4])

Sittliche Widerstandskraft[5]) aber, die unentwegt fest hält an dem für richtig Erkannten, redet laut aus diesen ruhigen, bedachtsamen, schier pedantischen Zügen. Goethes Wahlspruch: Wie das Gestirn, ohne Hast, aber ohne Rast, drehe sich Jeder um die eigne Last" dürfte auch

---

die sich bis zu Unterbrechungen des Haarstriches steigert, desgleichen Ersetzung des Grundstriches durch Haarstriche hie und da, so im s und t. Abfallende Worte bei grader Zeilenrichtung = Ermüdung bekämpft von der Stetigkeit des Wollens.

[1]) Gleichmässige, genaue Schrift bei regelmässigem Wechsel der Strichbreite.

[2]) Sehr genaue Zeichensetzung, regelmässige Ränder.

[3]) Umständlichkeits-Anstrich im N von Nietzsche, zögernder Federansatz.

[4]) Keine Keulenzüge, aus deren Stärke sich Entschlossenheit, thatkräftiges Handeln, Rücksichtslosigkeit und Rohheit ergiebt, — je nachdem.

[5]) Untere Ecken an den Kleinbuchstaben bei regelmässiger und genauer Schrift.

der des pflichtgetreuen Knaben gewesen sein. Nichts an ihm von jener unanständigen schwitzenden Eilfertigkeit, die der Denker, der sich Zeit zum Ausreifen seiner Gedanken liess, später als die Signatur des 19. Jahrhunderts brandmarken sollte.

Gründlichkeit, die kein Jota ausser Acht setzt, paart sich mit einer gewissen Umständlichkeit und Feierlichkeit[1]), der sich ein ausgesprochenes Gefühl persönlicher Würde[2]) gesellt, fussend auf dem Bewusstsein von Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit.[3]) Bedürfnisslosigkeit und Sparsamkeit[4]) ergeben sich aus der Unsinnlichkeit[5]) einer Natur, der das Maasshalten an- und eingeboren war. Der sich entfaltende Schönheitssinn[6]) ruht fest auf den elementaren Grundlagen der Ordnung und Reinlichkeit[7]) an Körper, Kleidung und Büchern. Als nicht unwesentliche Faktoren der Selbstachtung bedingen sie den Sinn für wohlanständiges und schickliches Betragen. Stets die Uebereinstimmung von Form und Gehalt anstrebend, gipfelt das Wollen des Pastorensohnes in der freiwilligen Erfüllung des als vernünftig empfundenen Gesetzes.[8])

---

[1]) Insbesondere F und N der Unterschrift.

[2]) Abgestuftes gross M.

[3]) Einfache, weder verknotete, noch verschnörkelte Züge. Schreiber sucht das Wesen, flieht den Schein.

[4]) Schrift weder geschwollen noch schmierig.

[5]) Kleine Schriftzüge sonder Endstrich = also Sparsamkeit als ein Stück Charakter und Vorbedingung zu materieller Bedürfnisslosigkeit und Unabhängigkeit. Wer so als Knabe schreibt, giebt nicht zu viel für seine Pfeife.

[6]) Einige umgebildete Buchstaben, die sich den Drucktypen annähern.

[7]) Primitiv ästhetisches Empfinden, Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Klarheit entnimmt man den geschmackvoll vertheilten Rändern oben, unten, rechts und links, die dem Briefe Aehnlichkeit mit der Anordnung einer Druckseite verleihen; dazu reinliche, sorgfältig ausgeführte Schrift, Gründlichkeits- und Umständlichkeitsanstriche am F und N der Unterschrift.

[8]) Neigungswinkel 50 Grad bei mässiger Strichbreite ohne Schmierig-

Seinem Empfindungsleben nach stellt er sich uns dar als eine weiche, gefühl- und rücksichtsvolle, zarte und selbstlose[1]) Natur. Vermöge seines ausgeprägten Familiensinnes lebt und arbeitet er in stetem Hinblick auf die Seinen. Die Unsinnlichkeit und Zärtlichkeit seines Wesens macht ihn vorzüglich empfänglich für kindliche und schwesterliche Liebe und prädestinirt ihn, zufolge seiner idealen Veranlagung, für Freundschaften von langer Dauer. Denn eine Persönlichkeit, die so sehr alles Niedern bar, musste, je länger gekannt, um so besser erkannt, die Glut der Freundschaft zur reinsten, hellsten Flamme entfachen.

Eine grosse Feinfühligkeit bedingte von früh auf eine Beschränkung der Expansivität auf Wesensgleiche. Seiner Herzensgüte entsprossen als natürliche Blüthen[2]) Höflichkeit und Rücksichtnahme auf Andere.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, dass einer solchen Natur, die keine Schlacken auszuscheiden hatte, die Anforderungen der christlichen Sittenlehre keinerlei Schranken auferlegten, so vollkommen entsprach sie der Idealität[3]) seines Charakters. Jede sinnliche Ausschreitung hätte sein ästhetisches Empfinden verletzen müssen. Dass nie ein derbes, geschweige denn ein rohes Wort dem Zaun seiner Zähne entflohn, dafür verbürgt sich diese Schrift mit unumstösslicher Gewissheit.

---

keit, ohne Keulenzüge, dafür weite Schlingen und hohe Oberlängen = warmes Gefühl bei unsinnlichem Empfindungsleben, ohne eigentliche Leidenschaftlichkeit. Die Phantasie setzt ein, wo die Wirklichkeit versagt.

[1]) Rechtsstrebige, verbundene, geneigte Schrift.

[2]) Neigungswinkel 50, verbundene Schrift ohne spitze Winkel, Säbelstriche oder ausfahrende Züge.

[3]) Vorwiegen der Oberlängen bei zarter, nicht schmieriger Schrift und weiten Schlingen.

Die Natur vergriff sich hier wieder einmal im Thone, sie nahm ihn zu fein.

Wir müssten ihn frühreif nennen, wenn nicht kindliche, harmlose Heiterkeit[1]) häufig den melancholischen[2]) Stimmungen den Vorrang abliefe.

Mit dem Gefühlsleben eng verknüpft erscheint die stark entwickelte Phantasie und als Ergebniss dieser beiden Elemente dichterische Veranlagung, die nach Ausdruck ringt. Dass diese Erzeugnisse eines Dämmerlebens der Einbildungskraft und Empfindung mehr typischer als individueller Art sein müssen, lässt uns die Schrift als selbstverständlich erscheinen.[3])

Frühreif ist Nietzsche vornehmlich, weil neben dem Leben und Weben in der Phantasie die Verstandesthätigkeit in ungewöhnlichem Grade überwiegt.[4]) Nietzsche ist bereits als Fünfzehnjähriger, und war vermuthlich von frühester Kindheit an, der Intellektuellen Einer. Die Axe seines Lebens und Strebens war unverrückt auf das Geistige gerichtet.[4])

Schon auf der Schulbank der Tertia eignen ihm rasche Auffassungsgabe[5]) und eigenartige Gedankenverknüpfungen[6]), die auf ein reges geistiges Leben, auf

---

[1]) Heiterkeitsanstriche zu Beginn der grossen M, J, R, W. u. s. w.

[2]) Abfallende Worte = gedrückte Stimmung. Unsichere Züge = Uebermüdung. Hier findet die Schwermuth eines phantasievollen, jugendlichen Idealisten beständige Nahrung.

[3]) Sehr gebundene Zuchtschrift.

[4]) Oberlängen 5—6 Millimeter = Intellektualität auf Kosten der praktischen Veranlagung. Mangeln derselben erwiesen durch verkümmerte Unterlängen von 2—3 Millimeter und Umständlichkeitsanstriche. Also schon beim Knaben ein grosses Ueberwiegen der vita contemplativa vor der vita practica. Wieder ein Erbe der geistlichen Ahnen.

[5]) Vereinfachung der Gross- zu Kleinbuchstaben.

[6]) Häufiges Verbinden der i-Punkte und u-Bogen mit dem folgenden Buchstaben = Findigkeit im Denken.

ein grosses Ueberwiegen der Hirnthätigkeit schliessen lassen.[1]) So kündigt sich dennoch der Dichter und Denker im Knaben an.

Aus dem Vorwalten der Phantasie und der Gefühlsinnigkeit muss auf ein Mindermaass an mathematischer Begabung gefolgert werden; aus eben denselben Faktoren lässt sich auf musikalische Anlagen, auf Verständniss für die Welt der Töne schliessen. Er bedurfte ihrer als auslösenden Reiz für all das, was in den Tiefen des Unterbewusstseins noch an Sehnsucht und Ahnungen schlummerte.

Fassen wir die wesentlichen Züge dieser vielversprechenden, jugendlichen Physiognomie noch einmal knapp zusammen. Im Physischen stellt sich uns der Fünfzehnjährige dar als eine durchaus gesunde, dem Maasslosen abholde Natur von zarter Constitution und höchst empfindlichem Nervensystem. Vermöge dessen reagirt er lebhaft auf jede Einwirkung. Kindliche Fröhlichkeit kämpft beständig an gegen die wo nicht aus Uebermüdung geborene, so doch durch sie geförderte Schwermuth. Des Musterschülers intensives geistiges Leben borgt Wärme und Färbung von Gefühl und Phantasie. In seinen Beziehungen zu Anderen zeigt er sich pietät- und rücksichtsvoll, dabei voll Anstand und Haltung, die das Decorum jederzeit bewahrt. Hoffnungslos unpraktisch sucht er mit äusserster Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue allen an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Eine Seele, deren angeerbte Idealität nichts Unschönes, Unreines zu überwinden hat, dem die christliche Mahnung: „Was irgend eine Tugend, was irgend ein Lob, dem trachtet nach“, ganz natürlich eingeht.

---

[1]) Oberlängen 5—6 Millimeter neben Kleinbuchstaben von nur 1 Millimeter.

Aus den Elementen seiner Schrift baut sich die rückblickende Phantasie des Graphologen ein herzansprechendes Bild des Knaben Nietzsche auf, wie aus einem Gemälde Ludwig Richters geschnitten: sinnig und gemüthvoll, wissensdurstig und schönheitsbedürftig, mit regem Denk-, Phantasie- und Gefühlsleben, eine Persönlichkeit, die an sich die Eigenthümlichkeiten seines Stammes und seiner Voreltern in höchster Potenz vereinigt.[1])

---

[1]) Nach Vollendung dieser Studie lese ich die Schilderung seiner Jugend in der Biographie Elisabeth Förster-Nietzsches.

Das von ihr entworfene Charakterbild deckt sich so auffallend mit dem graphologischen, dass ich bei meinem Ehrenworte versichere, nicht vor dem Schreiben Kenntniss davon gehabt zu haben. Ich halte es für nothwendig mit Rücksicht auf die in der Handschriftdeutung Unbewanderten diese Versicherung abzugeben. Für den Graphologen wäre sie vom Uebel, da jedes meiner Urtheile auf den Eigenthümlichkeiten der Handschrift fusst.

Fig. *II.*

Capitel V.

Der Jüngling von 20 Jahren: 1864.

Wir schreiben December 1864: ein Zeitraum von 5 Jahren ist verflossen; aus dem überbürdeten, unter dem Joche der Schulpflicht seufzenden Zögling von Pforta ist ein kräftiger Student geworden.

Den Text zu unsrem graphologischen Commentar liefert uns ein Notenblatt, eine Tonsetzung Nietzsches zu Chamissos tiefgründigem Gedichte: „Das Kind an die erloschene Kerze". Abermals weilt das Auge des Schriftdeuters — nicht minder aber des Aesthetikers — mit Antheil und Bewunderung auf den schön gestalten Zügen. Muthet uns doch die liebevoll sorgfältige Abschrift dieser musikalischen Schöpfung schon in ihrer äussern Erscheinung als ein Kunstwerk an: Lateinische Schrift, die sich den Druckformen anähnlicht, bei geschmackvoller Ausnutzung des Raumes; eine Eurythmie der Bewegung, in der sich Schönheitssinn, edelstes Maasshalten und Ringen nach seelischem Gleichgewicht offenbart.[1])

Dies schaut anders aus, als des Pförtners innerlich gebundene und äusserlich wenig ausgeschriebene Hand. — Für den Ueberblick der Entwicklung zum Jünglinge

[1]) Typographische Formen, steile Schrift, maassvoll und beständig; abfallende Worte bei wagerechter Zeilenrichtung.

innerhalb eines ganzen Lustrums — wofür uns eine vertraute briefliche Mittheilung allerdings lieber, weil ungezwungner, mithin beredter und ausdrucksvoller gewesen wäre[1]) — müssen wir uns zwei Fragen vorlegen: Worin stimmt der Studiosus noch mit dem Schüler überein? — Worin ist er über denselben hinaus gewachsen?

Nichts, aber auch nichts, erinnert hier an einen Musensohn von gewöhnlichem Schlage, wie er gemeiniglich im wüsten Taumel des ersten Semesters zwischen Rausch und Katzenjammer hin und her zu pendeln pflegt.

Wofern wir uns aber den ausgesprochen intellektuellen Typus der ersten, um fünf Jahre jüngeren, Schriftprobe vergegenwärtigen, muss die anfängliche Befremdung dem Verständnisse weichen. Bei einer Natur, die von Kindheit an bewusst auf Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung eingestellt gewesen, durfte das organische Wachsthum der Persönlichkeit nur in derselben, unverrückt aufwärts strebenden Richtung stattfinden.

Also angeschaut, bedünkt uns die gehaltene, schön geformte, saubre, klare Schrift das getreue Spiegelbild einer Seele, die jeder Maasslosigkeit, jedem Ausschweifen — es sei denn in der Arbeit oder im Genusse der Dichtkunst und Musik — abhold sein muss, einer Seele, die das Stürmen und Drängen der Jugend nicht im ungebundenen tollen Aufruhr des Bluts an sich erlebt.[2])

Selten, wo nicht einzig, bedünkt mich, bei zwanzig Jahren, das so ausgesprochen intellektuelle Gepräge der

---

[1]) Nachtrag. Ein von Paul Deussen jüngst veröffentlichter Brief aus demselben Jahre 1864 ist nach Form, Neigungswinkel und Bedachtsamkeit ganz das Seitenstück zum Notenblatte, wodurch jeder Einwand gegen dessen Beweiskraft hinfällig wird.

[2]) Maass in der Schrift, nach Druck, Richtung, Grösse, Bewegung, insbesondere weder Schräge noch Schwellungen oder Verschmierungen.

Schrift.[1]) Hieraus ergiebt sich die Folgerung, dass alles Trachten und Sinnen des jugendlichen Tonsetzers auf Erkenntniss, auf geistiges und künstlerisches Schaffen gerichtet ist. So werden die Romane des Jünglings Nietzsche sich lediglich innerhalb seines Hirns abspielen, das Raum die Fülle bietet für cerebrale Abenteuer aller Art.[2])

Hier ist der Ort, mit besonderem Nachdrucke darauf hinzuweisen, dass diese geistige Veranlagung nicht etwa aus einem gebrechlichen Körper herzuleiten ist.[3]) Der feste kräftige Strich, von genügender Breite, obschon sonder Schwellungen noch Verschmierungen, verbürgt sich nur für Gesundheit und Jugendkraft[4]), bei Abwesenheit von überwiegender Sinnlichkeit. „Mens sana in corpore sano.“

Nichts Niedriges, Unreines, Unschönes reicht hinan an diesen Jüngling; so fest verschanzt erscheint er uns in dem elfenbeinernen Thurme stolzester Geistigkeit, so gefeit gegen die Anfechtungen des Gemeinen. Der bloss Gehorchende und Empfangende hat sich in den gewandelt, der seiner Freiheit froh zu werden strebt, der mit Macht sich des Herrschens und Einflussübens befleissigt.[5])

---

[1]) Wer doch die Jugendschrift Spinozas zur Vergleichung heranziehn könnte!

[2]) Doch ist dies mehr Zukunftsahnung, angesichts der Ruhe, die diese Züge athmen.

[3]) Dennoch wäre ich geneigt die Intensität seines denkenden und künstlerischen Schaffens als versetzten Geschlechtstrieb aufzufassen.

[4]) Kraftvolle Schrift = Gesundheit. Steile Schrift = Selbstzucht. Weder Schwellungen noch Verschmierungen = Unsinnlichkeit. Grössere Oberlängen = Geistige Thätigkeit. Ergebniss: Intellektualismus, als die natürliche Blüthe einer gesunden Natur, die ihre gesammte schöpferische Kraft auf geistigem Gebiete bethätigt. In „Der Wille zur Macht“ werthet er „die Keuschheit als die Oekonomie des Künstlers“. „Musikmachen“, schreibt er weiter, „ist auch eine Art von Kindermachen“.

[5]) Hochgesetzte, kräftige T-Striche.

Zugleich ist die Kritik[1]) rege geworden und das ästhetische Element stark in den Vordergrund gerückt.[2]) Neben der Mehrung von Selbstständigkeit und Selbstbewusstsein erwacht ebenfalls die Intuition[3]), ein Urquell schöpferischen Vermögens.

Nicht allein entwickelt und erweitert hat sich also die Individualität, sondern auch vertieft, straff zusammengefasst und Richtung genommen. Für alle Zukunft scheint uns damit die Gefahr der Zersplitterung[4]) beseitigt, welche allseitiger Begabung so nahe liegt. Denn an die Statt des äusserlichen klösterlichen Zwanges hat die freiwillig geübte Selbstzucht in weit höherm Maasse als beim Pförtner eingesetzt.

Von 59—64 gewahren wir mithin keine sprunghafte, treibhausartige Entwicklung, vielmehr ein stetes, naturgemässes sich Entfalten aller in Nietzsches Psyche gelegten Keime, den andren vorauf ein Wachsthum jenes übermächtigen Dranges nach Erkenntniss.

Wir dürfen hier das Denken als einen Trieb kennzeichnen, der mit der vollen Wucht eines Instinkts auftritt, solchergestalt alle Sinnlichkeit verzehrend und aufsaugend. So ist dieser nicht zu ersättigende Wissensdurst dem Jünglinge vorerst zum Lehrer und Erzieher geworden.

Denn zur Seite des tiefen Ernstes und des sich kritisch zuspitzenden Denkens wohnt in dieser Seele äusserste Sensibilität und Weichheit des Empfindens, beide sehr der Schranken bedürftig.

---

[1]) T-Striche häufig keilförmig zugespitzt, bei steiler maassvoller Schrift.

[2]) Schrift, die an Drucktypen erinnert.

[3]) Aus der ganz gebundenen Schrift hat sich eine nach Silben getrennte entwickelt: *a*; daneben tritt auch Trennung des ersten Buchstaben vom sonst verbundenen Worte auf: *b*. Also *a* Assimilationskraft; *b* Scharfblick, unmittelbare Gedankenblitze.

[4]) Kurze T-Striche in aufrechter, schöner, maassvoller Schrift.

Zur Vermeidung der Conflikte zwischen der Empfindungs- und Denksphäre sehen wir zunächst das intellektuelle Element auch im Gefühlsleben die Führung übernehmen.

Es ist nicht immer so leicht als hier, graphisch zwischen der Kraft des Denkens und Handelns zu unterscheiden. Die eine pflegt die andre gewissermaassen lahm zu legen, da beide nicht zugleich in Aktion treten können. Resolut handeln heisst sich der Spekulation entschlagen; intensiv abstrakt denken aber setzt die Gefühls- und Willenssphäre ausser Thätigkeit. Also bedingt hier von Anfang an die triebartige Bethätigung des Gedankens Abkehr vom praktischen und Hinneigung zum beschaulichen Leben.

Die Selbstzucht thut sich kund auch im Bemühn, der allezeit regen Phantasie die Schwingen zu stutzen, indem sie deren produktive Thätigkeit eindämmt. Nichtsdestoweniger hat sie gleichfalls an Vertiefung und Eigenart gewonnen.[1])

All die bürgerlichen Tugenden, als da sind: Ordnung, Reinlichkeit, Fleiss, Mässigkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit[2]), die Benjamin Franklin seiner ethischen Himmelsleiter als erste Sprosse zu Grunde legt — bei 15 Jahren bereits entschieden ausgesprochen — sind geblieben und in dem Maasse gewachsen, als der Gesichtskreis sich erweitert hat.

Wieder geht die Heiterkeit, der gute Humor[3])

---

[1]) Grössere Strichbreite, mehr Buchstabentrennungen, zwar regelmässige, doch nicht kalligraphische Schrift.

[2]) Beherrschte, saubere, pünktliche, feste, maassvolle, ungekünstelte, unverschnörkelte Schrift.

[3]) Geschwungene Anstriche = Heiterkeit, keilförmige T-striche = Neigung zu Kritik und zur Satire, die aber nie bösartig auftritt, nie per-

— stellenweise zur Satire verschärft — Hand in Hand mit der stets bekämpften Schwermuth, die auch beim Zwanzigjährigen den dunklen Einschlag zum lichten Zettel seiner Seele bildet.[1])

Doch ist diese beständig bekämpfte Niedergeschlagenheit weder als Schwäche noch Sentimentalität zu werthen, sondern als der Rückschlag jener Reibungen mit der Aussenwelt aufzufassen, denen seine Feinfühligkeit auf Schritt und Tritt unter ungleichen, aus gröberem Stoffe geformten Genossen ausgesetzt sein musste.

Angesichts dieser vornehmen Schrift vermag man sich den jungen Weisheitsfreund wahrlich nicht als Corpsburschen bei Ausübung des Bierkomments vorzustellen. Wie niederdrückend mussten Philisterei, Rohheit, Plattheit und Unsittlichkeit, vom Burschencodex in ein geistloses System gebracht, auf ihn wirken, dem es trotz Jugendmuth und Fröhlichkeit, unmöglich blieb, mit der Gewöhnlichkeit zu paktiren, ohne in seinem innersten Selbst zu leiden.

Dazu gilt mir das auffällige Sinken der Worte als ein Beweis seiner Eindrucksfähigkeit, die augenblicklich reagirt auf die in Worten und Musik ausgedrückte Stimmung. Dass jedes neue Wort aber wieder höher ansetzt, verbürgt sich uns für Zähigkeit des Wollens und Spannkraft der Seele, die jenen Einflüssen unausgesetzt Widerpart hält.

Demnach ergiebt sich als Frucht des einen Lustrums eine Selbsterziehung, bei der indess nicht die mindeste Vergewaltigung stattgefunden hat.

---

sönlich wird, sondern stets sachlich bleibt: Schlussfolgerung, die sich aus der graphischen Umwelt ergiebt.

[1]) Abfallende Worte.

Nicht anders, denn als ein durch diese Jugendschrift beglaubigtes Selbstbekenntniss kann man die folgenden Worte, — der „Morgenröthe" entnommen — auffassen: „Alle Tugend, alles Gute muss Erbschaft sein. — Was nicht ererbt ist, ist unvollkommen. — Wer die Tugend (Virtus) hat, ist ein Anderer, als wer sie sich erst anzüchtet."

Als eine frühe Frucht von Vererbung und Selbsterziehung ist die Methodik[1]) anzusehen, die nach zwei Richtungen hin in ihm arbeitet: positiv in planvollem Studium, negativ in Beschneidung der allzu üppig das Spalier der Philologie umrankenden Blüthen der Einbildungskraft.

Wir sehen hier den ersten Ansatz zu einer lebendigen und persönlich gefärbten Wissenschaftlichkeit, in deren Anfängen er noch die Ernte seiner Väter einheimst.

Dessgleichen spiegelt sich hier eine Lauterkeit der Gesinnung und eine vornehme Güte wieder — abermals der Vorfahren Erbe — die jeden Edlen, Wesensverwandten anziehn und festhalten musste, zumal diese Elemente sich mit Treue und Beständigkeit[2]) zu einer höhern Einheit verbanden. Darin waren alle Anforderungen, die man an einen vollkommenen Freund stellen dürfte, erfüllt. Dass er in der Folgezeit so manche freundschaftliche Verbindung niederleben musste, ist mitnichten dem Wankelmuth, sondern dem rascheren, geistigen Wachsthum[3]) zuzuschreiben. „Sei Dir selber treu!"

---

[1]) Aufrechte, maassvolle, genaue, pünktliche, geordnete Schrift, mit gleichmässigem starkem Federdruck nur in den Grundstrichen, bei zarten Haarstrichen.

[2]) Gleichmässige feste Schrift, beständig nach Höhendauer, Strichbreite und Neigungswinkel.

[3]) Wo Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches" von Freundschaft redet, da hat er mit dem Gleichniss von der „Leiter" auf sich selbst gezielt. So viel Stufen, so viel Freunde.

das immanente Gesetz, das immer klarer, immer bewusster in ihm zu Tage trat. Ihm, der beständig in einer Obersphäre des Seins heimisch war, bedeutete Freundschaft ein gemeinsames Pilgern zu immer steileren Höhen, das seinerseits mit dem stillschweigenden Vorbehalt angetreten wurde:

> „Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
> Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl ich für heute mich weg.“

Wie schwindelnd sollte sich bald sein Aufstieg gestalten, also dass noch vor des Weges Mitte die Genossen zagend den zögernden Schritt von ihm lenkten.

Doch wir wollen der Zukunft nicht vorgreifen.

Für den Graphologen hat dies Notenblatt die Bedeutsamkeit einer vielverheissenden Aufschrift zum ersten Capitel von Nietzsches Lebenswerk.

Fig. *III* u. *IV.*

Capitel VI.

Nietzsches erste Schaffensperiode 1869—1877.

Als Gleichniss für diese Jahre und als ein Spiegelbild der in dieselben fallenden, mannigfachen Bestrebungen würde ich mir einen Janus-Kopf eigner Art erwählen, der nicht Jugend und Alter, sondern den Gegensatz zwischen dem Dionysischen und Apollinischen in der Seele des jugendlichen Nietzsche zum Ausdruck bringen sollte.

Wo findet sich der Bildner, der diesen Zwiespalt — eine Vorstufe zur späteren, höheren Einheit — veranschaulichte? Diese schöne, wahrhaft symbolistische Aufgabe harrt noch ihrer Lösung. Sie sollte den denkenden und schauenden Künstler reizen.

Beide Elemente treten in seinem Schaffen — dessgleichen in seiner Schrift — nicht stets gesondert zu Tage.

Mag auch das Dionysische in „Die Geburt der Tragödie" und in „Richard Wagner in Bayreuth" vorherrschen, so verschmilzt es sich doch auf das Engste mit dem Apollinischen in den drei andern Unzeitgemässen. Dafür tragen aber die zwei Schriftstücke, die wir der graphologischen Zergliederung des Jüngling-Mannes unterbreiten, ein dermaassen abweichendes Angesicht, dass uns aus ihrer Gegenstellung ein Janus-Bildniss erwächst.

Am ersten, Fig. III — dem Motto, das er am Tage des Erscheinens von „Die Geburt der Tragödie“ in sein Handexemplar eintrug — haben wir den schriftlichen Abglanz inniger Genugthuung, die sich nicht anders bekundet, denn in einem höher gesteckten Ziele: als Siegel unter die vollendete Arbeit setzt er eine neue Forderung an sich selbst: ein Gelübde: Excelsior.

Aus den schwunghaften Zügen tönt dem Eingeweihten auch eine Art von Zukunftsmusik entgegen.

Weder früher noch später sind seiner Feder derartige Formen entsprungen. In ihm und um ihn war es Lenz geworden.[1])

Ist es doch die Zeit des engen Freundschaftsbundes mit Wagner in Tribschen, da neue Keime in seiner Seele sprossten, da Alles in ihm sang und klang. Förderung bot ihm ebenfalls die Uebereinstimmung mit Jakob Burckhardt, dessen Auffassung des Griechenthums sich mit der seinen berührte.[2])

Zeugniss von diesem Einklang der Seelen, denen noch keine Ahnung künftiger Dissonanzen aufgegangen ist, legt diese einzigartige Schrift ab, die gleichsam auf einer Insel der Glückseeligen erwachsen ist. „Verweile doch, Du bist so schön!“ scheint sie dem Augenblicke zuzurufen.[3])

Dabei setzt aber die philologische Berufsarbeit und die damit verknüpfte amtliche pädagogische Thätigkeit nicht etwa aus, vielmehr kann sie sich nicht genug thun

---

[1]) Meist getrennte Buchstaben = Intuition, inneres Schauen. Weite Schlingen = Phantasie. Fig. III.

[2]) Mehr Bindung als Trennung. Maassvolle, wenig geneigte, schön und eigenartig geformte Schrift = Besonnen ordnender, bildender, Maass und Schönheit erstrebender Geist.

[3]) Nach links ausgebuchtete Schlingen = Beschaulichkeit und Einbildungskraft.

an Gründlichkeit und Pflichttreue; nur hat der Künstler in Nietzsche die Führung des Gelehrten übernommen.[1]) Die schöpferische Kraft, durch äusserste geistige Sensibilität geschärft, will sich überall bethätigen; die künstlerische Weltanschauung trägt der Gelehrsamkeit die Leuchte voran.

Sogar die Kritik wird schöpferisch in ihm, insofern sie dem von ihr Negirten sofort aufbauend ein neues Ideal zur Seite stellt. Daher vibrirt in diesem Motto etwas von der Befriedigung des Schöpfers am siebenten Tage, da er sein Werk überschaute und gehobenen Sinnes sein „*Καλα λιαν*“ drunter setzte.

Hatte doch Nietzsches Genius in diesem Buche (um mit seinen eigenen Worten zu reden) „eine der schönsten Blüthen germanischer Liebessehnsucht nach dem Süden“ gezeitigt.

So vergegenwärtigt uns diese Schrift einen erhabenen Moment geistiger Ausspannung, seelischer Feierstimmung, ein Vor- und Rückwärtsblicken, beschauliches Ruhn auf der Sonnenbahn der Idee — und ein Flügelbreiten zu neuem Aufschwunge.

Wie bereits erwähnt, unterscheidet sich diese Schriftprobe in manchen Einzelheiten wesentlich von allen, die vor und nach ihr entstanden sind.

Indem sie uns den Neutöner auf dem Gipfelpunkte der Eindrucksfähigkeit[2]), der Assimilation und des Idealismus zeigt, spiegelt sie vorzüglich das Nietzsche in jener Periode neben dem schöpferischen Vermögen innewohnende weibliche, weil empfangende Element wieder.[3]) Abermals

---

[1]) Anmuthige Drucktypen zu [3]) ergeben Formensinn, welcher der Phantasie die Richtung giebt.

[2]) Geringe Strichbreite = Idealismus und Feinfühligkeit in dieser Verbindung mit zerhackter Schrift.

[3]) Obigem gesellt, die anmuthigen Rundungen, fehlende Eckenbildung.

jedoch ist hier kein Sprung zu konstatiren, denn die uns im Knaben und Jüngling wohlvertrauten Züge kehren in dieser graziöseren Handschrift wieder. An das Bekannte knüpft das Neue an. Wir haben gesehn, dass der sinnige, in seinem Fleisse mächtig rezeptive Knabe mit einer fast ganz gebundenen Schrift auftrat, indess 5 Jahre später auf dem Notenblatte die Trennung nach Silben bereits überwog.

Hier in den eigenartig genialisch freien Zügen des Mottos tritt uns zum ersten Male in den vielfach unverbundenen Buchstaben die Signatur der Intuition entgegen.[1]) Diese Vereinigung des innerlichen Schauens mit äusserster geistiger und moralischer Sensibilität bedingt das fruchtbare Wechselverhältniss von Geben und Empfangen.

Denn um ihm auf dieser Stufe gerecht zu werden, dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass ihm bei aller Fülle des neu erwachsenen Reichthums kein Tittelchen früheren Besitzes verloren geht. Ihm bleibt die Kraft neuen Wissensstoff in succum et sanguinem überzuführen und in logischen Schlüssen das Gewonnene an einander zu reihen.[2]) Ferner fällt uns die geringe Strichbreite und die Bogenbindung auf, wie denn überhaupt die Rundungen, die weiten Schlingen und anmuthigen Curven diesem Schriftbilde einen ganz besonderen Charakter verleihen, — den des harmonisch ästhetischen, fast zierlichen bei entschiedenem Ueberwiegen des lyrisch dityrambischen

---

[1]) In einer so vereinfachten Schrift mit schönen eigenartigen Formen besagt die Trennung der Buchstaben: Scharfblick und schöpferische Kraft, daneben Neigung zu poetisch idealistisch gefärbter Träumerei.

[2]) Neben den ganz zerhackten Worten treten ganz verbundene auf; ebenso besteht die Trennung nach Silben weiter, wie hier aus den drei Zeilen ersichtlich: damit ist logisches Schliessen und Aufnahmefähigkeit gegeben.

Elements.[1]) Sie trägt ein hochintellektuelles, ganz unsinnliches Gepräge; der leicht beschwingten Phantasie zumal ist der Stempel des Aetherischen aufgedrückt.[2])

Laut bezeugt diese Schrift, dass sich hier, in dieser Periode seines Lebens, weiblich feinfühlige Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit mit produktiver, aus dem Eignen und Vollen schöpfender Kraft die Wage halten.

Zu Bewunderung reisst uns ferner hin die Klarheit des Denkens, welche durch das Hineinspielen der Einbildungskraft gehoben und beschwingt, keineswegs verwirrt oder verdüstert wird.[3])

Dem Vorwiegen des intuitiven Schauens entspringt Mehrung der individuell gefärbten Ideenfülle und mit ihr ins Riesengrosse wachsend der Geist der Unabhängigkeit.[4]) Nicht Unanhänglichkeit zeitigt er, wohl aber die berechtigte Ichlebigkeit im Dienste der Idee und in der Hingabe an diejenigen, die ihm diese Idee verkörpern. Diese männlich fruchtbare Selbständigkeit des Geistes musste ihn, wie sie mählig erstarkte, vor der Gefahr des sich Verlierens an Andre bewahren, eine Klippe, die seinem impressionabeln Wesen zu dieser Zeit sehr nahe lag. So aber ward er später der geistigen Leidenschaft in der Begeisterung zugleich fähig[5]) und mächtig.[6])

---

[1]) Geringe Strichbreite bei grosser Höhendauer. Keine Verschmierungen. Wie passt darauf Goethes: „Geschrieben Wort ist Perlen gleich; Ein Dintenklex — ein böser Streich."

[2]) Weite Schlingen und viele Trennungen in Verbindung mit obigen Eigenthümlichkeiten.

[3]) Grosser Zeilenabstand bei scharfer Trennung zwischen Haar- und Grundstrich trotz geringer Strichbreite.

[4]) Meist unverbundene Schrift von intellektuellem Gepräge = Geistige Unabhängigkeit.

[5]) Getrennte, drucklose, gerundete Schrift = Hochgradige Eindrucksfähigkeit.

[6]) Aufrechte, klare, maassvolle Schrift = Besonnenheit im Denken, Urtheilen und Handeln.

Dem Jüngling-Mann eignet einerseits eine bestrickende Liebenswürdigkeit im Verkehr, bei durchaus vornehmen Formen, und ein stets reger Mittheilungsdrang[1]), zugleich aber das Bedürfniss nach jener selbstgesuchten Einsamkeit, die nicht Verlassenheit bedeutet[2]). Nach der Sammlung ein sich Mittheilen, das zugleich ein sich Wiederfinden, sich Vertiefen und sich Klarwerden darstellt.

Wie die Geburt der Tragödie die schönste Frucht der Wechselwirkung zwischen Nietzsche und Wagner darstellt, so auch diese Handschrift ein Denkmal der Gesinnung, aus der die innige Freundschaft Nietzsches emporwuchs und gedieh. Es bedurfte dieses Nährbodens an schöpferischer Phantasie, um, wie Nietzsche that, den verwandten Geist zu umdichten. Auch in der Freundschaft musste sich seine Gestaltungskraft bethätigen. Denn wer gleich ihm ohne das Thersites-Auge geboren ward, der schaut zunächst an der Sonne nur die Fackeln. Seltsam und doch höchst natürlich, wie manche Erfahrungen Nietzsches — weil Erlebnisse des Genius — sich mit denen von Goethe decken.

„Was Ihr niemals überschätzt,
Habt Ihr nie besessen.“

Dies Wort des Altmeisters wahrt der frischen, übers Ziel hinausschiessenden Begeisterung die subjektive Berechtigung, indem sie zugleich den objektiven Werth derselben begränzt. Von Glücke sagen kann der Phantasiekünstler, wenn das Feuer seiner Begeisterung mildes Silber und tönendes Erz zu Golde umschuf. Ward häufig doch von Alchimisten des Ideals selbst giftigem

---

[1]) Rundungen, schöne Formen, offene o und a.

[2]) Getrennte, steile Schrift. Eine sehr eindrucksfähige Natur wahrt die geistige Selbstständigkeit am besten in der Einsamkeit.

Kupfer und schnödem Blei ein vergänglicher Schimmer geliehen!

Doch aus jeder Umdichtung des positiv noch so Trefflichen erwächst ein Superlativ, ein Götterbild der Illusion, das auf den Altar des Herzens gestellt wird. Ihm duften Weihrauchopfer — bis die Kritik[1]) sich wieder regt. Nur zeitweilig schlummert sie hier, eingelullt vom Wiegenliede, das ihr der Enthusiasmus singt. Neu gestärkt, erwacht, aus hellen Augen blickend wird sie übereifrig daran gehn, den selbstgewobnen Purpur von den Schultern des Idols zu reissen. Was von Dichters Gnaden war, wird dem Gotte genommen, der zum Götzen herabgesunken ist.

Nietzsches Schrift bietet uns Gewähr dafür, dass dieser schmerzliche Vorgang sich mit Naturnothwendigkeit auf der Bühne seiner Seele abspielen musste.[2])

In dieser Schriftprobe finden wir die Belege dafür, wie sehr zur Zeit dieses Freundschaftskults der Geist der Verehrung und Begeisterung Herr geworden war über den Trieb zur Kritik.

Nietzsches: „Unsere Seele ist ein Gesellschaftsbau aus vielen Seelen“ ist seiner komplexen Individualität auf den Leib geschrieben. Hatte er doch den Wechsel in der Hegemonie der verschiedenen Seelen an sich erfahren müssen.

---

[1]) Die Hauptmerkmale der Kritik fehlen in der Schrift von 1872. Weder keilförmige T-striche, noch spitze Winkel — erstere Fig. II 1864, letztere Fig. IV 1875 vorhanden.

[2]) Siehe die grösser auslaufenden Worte, so namentlich: „Hände, dass ichs“ = Naivetät, Kritiklosigkeit in durchschnittlicher Werthung. Hier, verstärkt durch die in der zarten zerhackten Schrift kundgegebene Eindrucksfähigkeit, besagt dies Zeichen = Gläubigkeit und Begeisterung, die ins Grenzenlose hinausschweift, eine unbedingte zum „Emballement“ gesteigerte Hingabe an das Objekt der Verehrung. „Du musst glauben, Du musst wagen!“ das Bekenntniss dieser Schriftzüge.

Sehr eigenthümlich berührt uns hier die Entäusserung, nicht vom Selbstbewusstsein[1]), wohl aber von jener geistigen Herrschsucht, die in dem Notenblatte von 64 an den hochgesetzten kräftigen, keilförmigen T-strichen so stark ausgeprägt war. Damals blickte er von der Höhe seines sittlichen Ernstes herab auf Minderwerthige, die sein Einfluss veredeln sollte. Er musste herrschsüchtig sein damals, regieren, um nicht regiert, Einfluss üben, um nicht absorbirt zu werden.

Ebenso musste aber jetzt dies Zeichen in der Schrift fehlen, wo Nietzsches nach Grösse dürstende Seele sich zum ersten Male einem ebenbürtigen Genie gegenüber gestellt sah, dem sie sich mit schrankenloser Inbrunst hingeben durfte, — der werdende Jüngling dem reifen Manne auf der Höhe seines Schaffens. Diese lenzesfreudige Schrift musste durch Rundungen sowohl als durch geringere Strichbreite die Anschmiegsamkeit, das weiblich Empfangende in Nietzsches damaliger Gemüthsverfassung darthun.

Trotz der olympischen Ruhe und Heiterkeit, trotz der gehobenen Stimmung, die sich auch noch in der steigenden Zeilenrichtung verräth, müssen wir hier doch im Vergleich mit 1864 ein minus feststellen. Gegen die kräftige Gesundheit, der sich der Zwanzigjährige freuen durfte, hat er eine sehr viel zartere, geschwächtere Constitution eingetauscht.[2]) Die Folgeerscheinungen jener Krankheiten, die er 1870 von seinem freiwilligen Dienste

---

[1]) Breite und Höhe der Grossbuchstaben im Verhältniss zu den Kleinbuchstaben. Wir bemerken hier, als Charakteristikon der Sensibilität und Eindrucksfähigkeit, die sehr ungleiche Höhendauer. Die Grossbuchstaben messen 8—11, die Kleinbuchstaben $^1/_2$—$1^1/_2$ Millimeter.

[2]) Sehr viel geringere Strichbreite nebst einzelnen Einknickungen an den geraden Strichen. Siehe H, d, l, u. s. w. = verhältnissmässige Blutarmuth und geringere körperliche Leistungsfähigkeit.

als Krankenpfleger davongetragen, haben eine unverkennbare Spur in den Schriftzügen zurückgelassen.

Alles in Allem will ich versuchen die aus dieser Handschrift gewonnenen Eindrücke in ein Bild zusammen zu fassen.

Wenn unsere graphologische Phantasie sich die Schrift eines modernen Adorante, des jugendlichen Sonnenanbeters an sich, aus ihren Elementen auferbauen wollte — so und nicht anders müsste sie sich gestalten. Sonnenanbeter sind wir Alle, die redlich nach Wahrheit und Schönheit ringen; die feurigste Hingabe in lyrischem Schwunge der Begeisterung eignet aber dem jugendlichen Genius, den es nach dem Ikarus-Fluge in unendliche Sonnennähe gelüstet.

Fig. *IV.*

Drei Jahre liegen zwischen jenen seeligen Tagen von 1872 und dem Briefe an den Freiherrn von Gersdorff 1875. Der Rückschlag der Entnüchterung ist eingetreten: Besonnenheit hat den ausschweifenden Enthusiasmus, Pessimismus den Optimismus der Schwärmerei abgelöst, der ernster gewordene Mann hat Schmelz und Duft des Jünglinghaften für immer abgestreift. Dieser Brief ist die graphische Verkörperung des emsig schaffenden, kritisch wachen Gelehrten. Er steht im Zeichen der Schopenhauerischen Weltanschauung und einer treuen freundschaftlichen Neigung, die aus der Schulzeit in das Mannesalter hinüberreicht, daher Gemüth und Gefühl gleich stark in den Vordergrund treten.

Diese mässig geneigte[1]) Schrift, in ihrer fortwährend

---

[1]) Die Neigung dieser rechtsschrägen Schrift weist einen Winkel von durchschnittlich 60 Grad auf, bei scharfer Winkelbildung = Gemüth und sittliche Widerstandskraft, Reizbarkeit, doch keine sinnliche Leidenschaft. (Die Anzeichen von starker, unbeherrschter Sinnlichkeit und Affektleben

bekämpften Tendenz zum Sinken des Wortendes, offenbart uns die Spannweite des sich vollkommen Gehnlassens bei Nietzsche, soweit ihm dies, bei der Ehrfurcht vor sich selber, die er mit Goethe gemein hat, in den Grenzen edelster Haltung überhaupt möglich war. Ein schönes Sichgehnlassen, ohne Preisgebung der Würde, wie es dem Edlen ziemt. Wir missen hier, wie billig, im Gegensatze zu 1872 den Ausdruck jeglicher Eitelkeit[1]), „des menschlichsten Dinges an sich“. Wieder tritt uns die Congruenz der Schrift mit dem Inhalt der Mittheilung so recht augenfällig entgegen. Bei Betrachtungen über Werth und Unwerth menschlicher Dinge und bescheidnen, aller Ehrsucht baaren Zukunftsplänen muss die Eitelkeit und mit ihr jede schriftliche Aeusserung derselben zurücktreten. Die Grösse der Eindrucksfähigkeit ist daraus ersichtlich, dass die Zeilenrichtung sich dem Ausdruck der Stimmung auf das Engste anschmiegt. Wo er gewonnene Erkenntnisse ausspricht, da steigt die Zeile; bei ruhiger Betrachtung verharrt sie in der wagerechten Lage, indess die Widerstandskraft sich im erfolgreichen Kampfe gegen die Depression in der sinkenden Richtung bewährt.

Nietzsches Hand redet feiner und eindringlicher, mannigfaltiger auch zu uns, als es die eines positiven Charakters vermöchte. Wie sollte eine solche Natur

---

sind: „Verschmierungen, Schwellungen und stark rechtsschräge Schrift unterhalb des Winkels von 45 Graden“.) — Wo Nietzsche fortan brieflich zu Freunden redet, wo also die persönliche Gefühlssaite in ihm wiederklingt, da neigt sich seine Schrift — ein Beweis zärtlichen Empfindens. Bei wissenschaftlicher Arbeit aber, wie bei Abschriften seiner Gedichte, stellt sie sich aufrecht; der Intellekt, die geistige Empfänglichkeit werden allein in Anspruch genommen, daher denn auch Buchstabentrennung in höherm Maasse auftritt.

[1]) Geringere Höhe der Grossbuchstaben, sehr einfache, vereinfachte, sachliche Schrift.

subtile Schattirungen des geistigen innern Lebens graphisch kundgeben, wo doch die Axe ihres Daseins ganz nach aussen gerichtet ist. Daher giebt es bei Nietzsche keinerlei Inkongruenz des Gedachten und Gefühlten mit dem graphischen Wiederhall. Zufolge Nietzsches intensivem geistigen Leben, zufolge der gesteigerten Eindrucksfähigkeit setzt sich jede Vibration des Gedankens, jede Schwingung des Gefühls in die entsprechende schriftliche Mimik um.[1])

Sehr lehrreich, fruchtbar an psychologischen Ergebnissen, wird auch eine Vergleichung des Mottos Fig. III mit dem Briefe Fig. IV unter Bezugnahme auf deren Rechts- und Linksstrebigkeit sein. In der starken Betonung der linksstrebigen Richtung 1872 erscheint mir die Subjektivität des lyrisch Empfindenden, die Rückbeziehung der Stimmungen auf das eigne Ich in anmuthiger, zierlicher Form wiedergespiegelt. Stellt doch das Motto eine Zwiesprache mit sich selbst dar, die in

---

[1]) Desshalb erweist sich auch die Ergründung seiner Schrift als vorzüglich werthvoll für allgemeine Kunde vom Wesen des Genius. Einzelheiten seiner Schrift werfen ein helles Schlaglicht auf vielfach umstrittene graphologische Fragen.

Nehmen wir z. B. das „d", d droit genannt, in der lateinischen Schrift, — von Crépieux in der ersten Auflage von L'Écriture et le Caractère als „Stehenbleiben der Entwicklung", in der dritten als „Passivität" gewerthet. Dass Nietzsche es in der lateinischen Schrift sich bewahrt, statt zu der andern freiern Form des „d" überzugehn, scheint mir sehr bezeichnend für ihn. Die richtige Deutung wird uns, wofern wir den Buchstaben auf seine Bestandtheile hin zergliedern. Aus einem geschlossenen Kreise = „Verschlossenheit, Zurückhaltung" — und einem graden, senkrechten Striche = „Selbstbeherrschung" — setzt dies „d" sich zusammen. Aus Zurückhaltung und Selbstbeherrschung ergiebt sich die „vornehme Form", das An-sich-Halten des Benehmens, und als deren Frucht die „Distanz", welche Nietzsche Lebensbedürfniss war. Als ästhetisches Moment wahrt er die edle Form und nutzt sie als eine Schranke, die sich schützend zwischen ihn und das „profanum vulgus" legt.

einer so phantasievollen intellektuellen Natur lyrische Färbung gewinnen musste.[1])

Im Briefe abstrahirt der Jünger Schopenhauers, der Verehrer indischer Weisheit, insofern von seinem Ich, als er in der eignen Empfindung dem Allen gemeinsamen Weltleide Ausdruck leiht. Im schönsten Einklange hiezu befindet sich die Rechtstrebigkeit in der graphischen Tendenz.

Als Begleiterscheinung und Illustration des geistigen Wachsthums treten hier neben den individuellen Umbildungen auch neue Vereinfachungen auf. Jede solche schafft für die Feder einen kürzern Weg, besagt mithin Zeitersparniss für den Schreibenden. Vereinfachungen gehn parallel mit vermehrter Denkgeschwindigkeit, für die sie einen wesentlichen Gradmesser abgeben.

Es muss Jedem einleuchten, dass, je rascher die Gedankenverknüpfung vor sich geht, je leichter „ein Tritt tausend Verbindungen schlägt“, um so häufiger auch die Vereinfachungen sich einstellen müssen: eine Folgeerscheinung der geschwinden cerebralen Innervation, auf vielfach in gleicher Weise betretenen, gleichsam ausgefahrenen Gedankengleisen.

Der Vereinfachung ist aber in der Gewissenhaftigkeit eine Grenze[2]) gesetzt. So auch in der Schrift Nietzsches.

---

[1]) Siehe vornehmlich die beiden N. In der Rückbiegung des Endzuges ist ein verlangsamendes Moment ausgeprägt, wie ein solches bei der Betrachtung des eignen Ich, bei jeder subjektiven Beschaulichkeit, eintreten muss.

[2]) Allzuweit gehende Vereinfachungen geben Anlass zu unleserlicher Schrift, der häufig ein pathologisches Element innewohnt. Eile, Flüchtigkeit, Nervosität und Zerfahrenheit stehn nicht selten bei ihr zu Gevatter. Auch die Frivolität der Geister, „Esprit“ genannt, welche Frankreich überwuchert, zeitigt Vereinfachungen, die bei Leibe nicht mit den Merkmalen geistiger Cultur, — als welche Vereinfachungen gelten — verwechselt werden dürfen. Hier liegt abermals ein strittiger Punkt vor, eine Klippe für den Graphologen, da die Zurückführung der Vereinfachungen auf ihre Ursprungsquelle recht schwierig, — weil höchst subtil — sein kann.

Denn trotz des offenbar beschleunigten Gedankenfluges bleibt er nichtsdestoweniger der pflichtreue methodische Arbeiter im Weinberge der Philologie.[1]) Auch die Phantasie setzt der Vereinfachung Schranken.[2]) — Weitere Gesichtspunkte, schöpferische Kraft, Scharfblick und intuitives Schauen verbinden sich zu einem herrlichen Ganzen.[3])

Selbstbeobachtung und Vorsicht[4]) stellen wir fest, bei völliger Freiheit von Misstrauen[5]), ein der Lauterkeit des Gemüths ursprünglich durchaus fremder Tropfen.

Endlich kann der Graphologe nicht umhin das erste Auftreten wirklicher Nervosität hier zu verzeichnen.[6])

In dieser geistigen und körperlichen Verfassung mögen wir uns den Freund Wagners, den Herold seines Ruhms, 1876 in Bayreuth vorstellen.

---

[1]) Pedantisch genaue Zeilensetzung. Ist doch dem Philologen jedes Iota von Bedeutung.

[2]) Weite Schlingen = Phantasie. Schwinden derselben = Zurücktreten, weil Einschränkung der Einbildungskraft.

[3]) Fast durchgehend Trennung des ersten Buchstaben.

[4]) Punkt hinter dem Namen, sorgfältige Schrift.

[5]) Ungleiche Ränder rechts. Abwesenheit des Misstrauen-Striches.

[6]) Der Merkmale dafür giebts manche, jedes an sich nicht sehr ausgesprochen, als da sind: Häufiger Wechsel der Zeilenrichtung und der Buchstabenlage = Das Barometer der Empfindung steht auf „veränderlich“. Auftreten des spitzen Winkels in den Klein-, ab und an auch in den Langbuchstaben = Schärfe, Reizbarkeit. Einzelne unsichere Züge = Körperliche Ermüdung. Summa: Ziemlicher Grad von Nervosität und körperlicher Abspannung.

Fig. *V.*

Capitel VII.

Kämpfer und Positivist.

Wir schreiben Basel, 31. Mai 1878 und stehen inmitten einer neuen Phase des Vielgestaltigen, der schier gewaltsam eine Schlangenhaut abgestreift hat.

In dieser hochgemuthen Schrift ist die Sieges- und Kampfesfreude Fleisch geworden.[1]) Sie giebt sich zwanglos unbefangen in der Aussprache gegen den Jünger der ersten Stunde, der zu seinen Füssen als Zögling der alma mater gesessen.

Nietzsche hat gut frohlocken im Vollgefühle der Kraft, der wieder gewonnenen Freiheit und des inneren Wachsthums. In seinem souveränen Buche „Menschliches, Allzumenschliches" hat er Hand gelegt an vieles Vermorschte und Dumpfige; er ist Sturm gelaufen wider die Feste der Vorurtheile, in der die gealterten Wahrheiten, zur Lüge verkapselt, gemächlich hausen. Geduldig forschend hat er Maulwurfsarbeit geübt und den Boden untergraben für die althergebrachten, bewährten, durch Jahrhunderte erprobten Irrthümer, daran der Heerdenmensch sorglich und ängstlich festhält.

---

[1]) Ansteigende Zeile bis zu einem Winkel von 10 Grad = Freudigkeit, Hoffnung, Optimismus. In Verbindung mit dem spitzen Winkel der Kleinbuchstaben drückt sie Kampfesmuth und Angriffslust aus.



Friedrich Nietzsche

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1882; Unterschrift aus dem Jahre 1885.



So muthet uns die ansteigende Zeile an wie die Siegesfanfare eines Auf- und Anstürmenden, der eben lustig seine Fahne auf die höchsten Zinnen der gewonnenen Zwingburg pflanzt.

Die Signatur dieses Blattes ist nicht mehr dionysische Schwärmerei[1]), wohl aber Feuereifer der Kritik[2]), der manch alten Göttern den Scheiterhaufen einheizt. Gegen die zarten, schier frauenhaften Züge von 1872 gehalten nehmen sich diese, — nach Strichbreite[3]) und Winkelbildung[4]), kraftvoll männlich aus. Mit der abfallenden Tendenz von 1875 ist gebrochen: die Niedergeschlagenheit hat sich in Hoffnungsfreudigkeit gewandelt; Schopenhauer ist überwunden, Nietzsche ein Neuer geworden. Wäre nicht das Zwischenglied von 1875, wir müssten uns entsetzen ob der Abgründe, die zwischen 72 und 78 klaffen. Deren Tiefe zu ermessen, vergleiche man die unterschiedlichen, 6 Jahre auseinanderliegenden, B in Basel, nebst den beiden Unterschriften. Das erste Basel vollständig zerhackt, das zweite gebunden, wozu sich noch eine Umbildung des B gesellt, die uns die zeitweilige Rückwandlung des Intuitiven in den Logiker veranschaulicht.[5]) Die Unterschrift von 1878 ermangelt durchaus der linksstrebigen[6]) Elemente von 1872 und die

---

[1]) Sie prägt sich scharf aus in Fig. III von 1872 durch die zerhackte Schrift = Intuition. Geringe Strichbreite = Zartheit des Empfindens. Weite Schlingen = Einbildungskraft. Aufstrebende linksseitige Züge = Lyrische, kontemplative Stimmung. Schöne, anmuthige Bildungen = Schönheitssinn. Summe: Dionysische Schwärmerei. Vertiefung in Musik, die aetherischeste aller Kunst.

[2]) Ansteigende spitzwinklige Schrift.

[3]) Aus der Strichbreite ersieht man Thatkraft und Fleiss.

[4]) Winkelbildung = Widerstandskraft.

[5]) Dies gewundene B kann als Symbol des Erkennenden gelten, der gern verschlungene Seitenpfade wählt, um zu einer neuen Erkenntniss zu gelangen.

[6]) Betrachtung und lyrischer Schwung.

Nachbesserung thut ein Uebriges, indem sie gar Freund mit Fr. N. verbindet. Dem jungen Aar sind im Fluge die Schwingen gewachsen. „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker", bekennt er von sich selbst. Hier diese Schrift bezeugt es: aus dem Streit im Aufeinanderplatzen der Geister wächst ihm die Zuversicht, mehrt sich Entschlossenheit und Widerstandskraft.[1])

Auch, dass die Gedanken mehr ergangen als ersessen sind, musste der Ausprägung gewiss sein.[2]) So schreibt nur ein Peripatetiker. Nietzsche wetzt das Schwert des Geistes, das kaum noch die Scheide gesucht, zu neuen Kämpfen und Siegen; er hat alle Segel aufgesetzt und steuert neuen Meeren der Erkenntniss, neuen Abenteuern des Intellektes zu.

Sein Feuereifer verliert sich indess weder in das Maasslose[3]), noch versteigt er sich zu eitler Selbstbespiegelung und Verherrlichung.[4]) Aus dieser Unterschrift redet der feste, kühl beobachtende, kritische Gelehrte, der sein eignes Schaffen und Wirken unparteiisch ins Auge fasst.[5]) Nie setzt er ein Vergrösserungsglas an die eigne Leistung. Wieder deckt sich die Sprache der Schriftzüge mit der eines Selbstbekenntnisses, wie es uns im Epilog zu Band 2 der Gesammt-Ausgabe „Mensch-

---

[1]) Schlingen wandeln sich in keulenförmige Züge, siehe die h. Der spitze Winkel überwiegt.

[2]) Wesentliche Zunahme der Unterlängen. Fig. I zum Vergleiche heranziehn.

[3]) Von der aufsteigenden Linie = „Feuereifer" findet er sich stets zur wagerechten zurück = Gleichgewogene Seelenfülle. Dazu die mässig bewegte Schrift, sonder Endstriche noch allzuweite Schlingen = Besonnenheit zügelt die Einbildungskraft.

[4]) Einfache, natürliche kleine Schrift. Unterschrift weder grösser als der Text, noch verschnörkelt oder unterstrichen.

[5]) Die Grossbuchstaben der Unterschrift stehn an Grösse vielen anderen im Briefe nach.

liches, Allzumenschliches“ vorliegt (Handschriftprobe vom Februar 1878):

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost ich das Glück, dass ich dem Grösseren nachgeh,
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.“

Diese Worte sind auf Freund Rée gemünzt, den er auf Grund der von ihm empfangenen Anregung in rührender Bescheidenheit über sich stellt.

Abermals müssen wir gewahren, wie der Dichter in Nietzsche, — scheinbar ganz überwuchert vom logischen Grübler — sich aufs neue regt; wie der prüfende Blick des Kritikers, weil durch das Medium der Freundschaft blickend, an Schärfe verliert. Wieder ist er geschäftig dabei, seinem Gefährten, dem treuen Helfer an schmerzgeplagten Tagen, von seinem Eignen zu leihen, ihn wie Wagner, wenngleich in andrer Weise und in andrer Stimmung, zu umdichten.

Ich betone es nochmals: In dieser seiner Ichlebigkeit[1]), die mit inniger intensiver Empfindungsfähigkeit[2]) gepaart ist, sucht er nicht sich selbst, weder Gold noch Ruhm, noch weichliches Behagen, einzig das Werk, zu dem er sich berufen fühlte, „dem Gott gehorchend in der eignen Brust“. Es drängt ihn neue Werthe zu schaffen, „mehr

[1]) Hier tritt sie weniger hervor, indess getrennte Schrift, das Anzeichen der Intuition, bei solch intellektuellem Habitus auch geistigen Unabhängigkeitssinn und Ichlebigkeit kund thut.

[2]) Hier in dem freundschaftlichen Ergusse, der ein Ausser-sich-sein bedingt, musste die gebundene Schrift vorwiegen. Wo die Trennung des ersten Buchstaben bei nachfolgender Bindung des übrigen Wortes stattfindet, besagt dies Zeichen: Schöpferischer Scharfblick und logische, rasche Nutzung desselben.

Unabhängigkeit in die Welt zu bringen," wie J. Burckhardt dies so schön als treffend ausdrückt.

Nicht der leiseste Schimmer von Selbstgefälligkeit, geschweige denn von Grössenwahn, trübt uns das lichte Bild des aufrechten, trotz allem Wagemuthe besonnenen, lautern Mannes. Makellos steht er da.

Fig. *VI.*

Die Abschrift von Vogel Albatross.

Ende des Winters 1882.

Sie zeigt uns den Dichterphilosophen im Zenith seiner Vollkraft. „Schauer der Ehrfurcht fromm in der Brust" vertieft sich der Schriftdeuter in das Anschaun dieser genialen Züge, welchen der Stempel der Inspiration sichtlich aufgeprägt ist. Ihm wird zu Muthe wie Moses, da jenes Andacht heischende Gebot an ihn erging: „Zeuch Deine Schuhe aus, denn der Boden, darauf Du stehest, ist mir heiliges Land." Angesichts dieser herrlichen Offenbarung eines hohen Geistes, der seine leuchtende Spur auf diesem Blatte hinterlassen, wird dem Graphologen im Bewusstsein seiner Unwürdigkeit beklommen ums Herz. Was ist der, welcher sich erkühnt, über diese Schrift ein Gutachten abzugeben? Muss doch in jedem Urtheil dem persönlichen Coefficienten Rechnung getragen werden. Der Genius aber könnte nur von Seinesgleichen voll gewürdigt und ganz erkannt werden. So muss der Schriftdeuter Verzeihung erbitten ob des anmaasslichen Beginnens, dessen Unzulänglichkeit ihm nur zu wohl bewusst ist. Bleibt doch, wo das Skalpel der Analyse sich an die Zergliederung der Ganzgrossen macht, stets ein inkommensurabler Rest übrig. Die Düfte

der Blume und die Imponderabilia des Genius dürfen nicht nach üblichem Maass und Gewicht abgeschätzt werden.

Dieser Schranken eingedenk wird der graphologisch Wissende bescheiden danach trachten, dem Wesen des Genius nachzugehen, nachzufühlen — nachzufliegen auf Schwingen der Ehrfurcht.

In dieser Fülle der Schönheit[1]) und Kraft[2]), welche Tiefe der innerlichen Anschauung! Hoher dichterischer[3]) Schwung und mild sinnende Schwermuth![4]) Scharf umrissen[5]) der Gedanke — klar wie ein Tropfen des Morgenthaues, drin sich die Sonne spiegelt, vielfach geschliffen gleich dem Diamanten, der dies Licht in tausend farbigen Strahlen bricht[6]). Wohin wir schauen, ist Vollkommenheit, ist Tiefe, ist Fülle, ist Räthsel.

Frei und gross war ihm zu Sinne, da seine Feder dies niederschrieb. Denn auch der Körper hat sich dem Geiste insofern untergeordnet, dass er ihn stützt und trägt, statt ihn zu hemmen. Feder, Tinte und Papier sind ihm zu guter Stunde günstig gewesen; vom Wege aus dem Hirn über Arm und Hand in die Feder ist vergleichsweise wenig verloren gegangen. So hat denn auch seine Schrift den Höhepunkt ihres Stiles erreicht und darf nach der Harmonie ihres Rhytmus als typisch

---

[1]) Individuell umgebildete Drucktypen.

[2]) Grösste je erreichte Strichbreite.

[3]) Getrennte Schrift bei weiten Schlingen.

[4]) Mässiges Sinken der Zeile.

[5]) Grosses Relief der Schrift, harmonischer Gegensatz zwischen Haar- und Grundstrichen.

[6]) Eine Fülle von Gegensätzen fällt auf: zunächst viele kleine Ungleichheiten, die trotzdem der Einheitlichkeit der schriftlichen Physiognomie keinen Eintrag thun = ein Geist und ein Gemüth, also, die fortwährend in seelischen Schwingungen erzittern. Trotzdem aufrechte, genaue, maassvolle Schrift bei grosser Strichbreite = Grösste Besonnenheit neben grösster Intensität von Denk- und Empfindungsleben.

angesehen werden für die graphische Ausprägung des Genius von kontemplativer Beschaffenheit, dessen stolze, einsame, Höhenluft athmende Geistigkeit intensiv gesättigt ist vom Gefühl.[1])

Hand in Hand mit dieser Steigerung der Schrift an Schönheit und Eigenart geht das non plus ultra an Vollendung des dichterischen Ausdrucks im Zarathustra.

So persönlich dieser Stil, dass nie seines Gleichen in deutscher Zunge geträumt ward. „Die Unpersönlichkeit hat keinen Werth im Himmel noch auf Erden" zeugt er von sich selber.

Was heisst denn eigentlich Stil haben?

Mir däucht, es muss dem empfangenden Geiste scheinen, als wenn eine Stimme von ganz besonderm Klange ihm jedes Wort diktirte. Wo uns von Inspiration berichtet wird, darf dies Moment nicht fehlen. Den Klang dieser höhern Eingebung getreulich wiedergeben, dergestalt dass keine Kluft gähnt zwischen dem vernommenen und dem geschriebenen Wort, das heisst Stil haben.

Dieser Stil schafft sich sein Gegenbild in der schriftlichen Mimik. Je ursprünglicher und bedeutender die Persönlichkeit, je ausgeprägter der Drang nach Klarheit und Schönheit, um so ausdrucksvoller muss sich deren Widerspiel, die graphische Eigenart gestalten. Leuchtend hebt sie sich ab von dem Untergrunde der Millionen ausdrucksloser Handschriften, die den abgeschwächten Abklatsch einiger weniger Typen darstellen. Sie kann mit keiner andren verwechselt werden, sie wiederholt

---

[1]) a) Aufrechte, nach Haar- und Grundstrich scharf ausgeprägte Schrift bei hochgesetzter Interpunktion = Klarer, stolzer, hochstrebender Intellekt. b) Vorwiegen der Buchstabentrennung bei grosser Strichbreite = Geistige Sensibilität, so lebendig als tief und nachhaltig.

sich nicht. „Natura la fece e poì ruppe lo stampo.“ [1]) Ebenbürtig, doch diametral von ihnen unterschieden, stellt sie sich neben die Handschriften Goethes und Wagners.

Von Platos Schrift ist uns nichts bewusst, doch wäre wohl anzunehmen, dass sie, als Ausfluss eines wahlverwandten, weil intuitiven Denkers, sich in manchen Zügen mit der Nietzsches decken müsste. Sind beide doch Zukunftsbildner alias Utopisten, Dichter-Philosophen von religiöser Färbung. Selbst in seiner Auffassung und Werthschätzung des Weibes berührt Nietzsche sich vielfach mit dem Griechen.

Dass sich in Zarathustras Schrift dem dichterischen Schwunge und der Gedankentiefe als ein Drittes die Schwermuth gesellt, darf uns nicht befremden. Besteht nicht ein geheimnissvoller Zusammenhang zwischen dem Schmerze und der höchsten Geistigkeit? „Indifferent zu sein, auch das ist eine Form der Stärke“ — dies die Mahnung, die er vergeblich an sein, gleich der äolischen Harfe vibrirendes Ich richtet. Diese unermessene Leidensfähigkeit erscheint uns bedingt durch seine Persönlichkeit, in der höchster Intellekt und äusserste Sensibilität eine unlösbare Verbindung mit einander eingegangen sind.

Fig. *VII.*

An Peter Gast.

1. Februar 1883.

Als Gegenstück zu diesem herrlichen Blatte, das die Löwenkralle Zarathustras wohl auch dem blödesten Auge weist, hier dieser Brief, in dem der Uebermensch den Rückschlag der schöpferischen Stimmung an sich erfährt und ihm Worte leiht.

[1]) „Die Natur schuf ihn und dann zerbrach sie den Stempel.“

Kaum verharrschte Wundmale brechen wieder auf. Höhenluft lässt sich nicht stetig athmen. Ihn drückt die Einsamkeit der ungeraden Zahl. Jede geniale Persönlichkeit ist eine Solche.

Konnte er sich jemals allein fühlen, wo ihm doch vergönnt war, Zwiesprache zu halten mit der erhabenen Stimme in der eignen Brust? „Um Mittag wars, da wurde Eins zu Zwei."

Aber solcher Weihestunden sind Wenige. Auf jeden Wellenberg folgt ein Wellenthal.

So dürstet den Einsiedler nach einem Echo, das ihm nicht von der Felsenwand, sondern aus der Tiefe verständnissvoller Seelen entgegentöne. Hier redet die Schrift uns laut von der „Sehnsucht nach neuen Freunden"[1]) und bezeugt den Mannesmuth[2]), mit dem er sich bescheidet.

Den ganzen Nietzsche auch in seiner Menschlichkeit zu verstehn, müssen wir uns an der Hand dieses bewussten — in der Mittheilung — und unbewussten — in der Handschrift — hinterlassenen doppelten Zeugnisses — von denen eines das andere erläutert — vergegenwärtigen, wie auf den Ueberschwang des Schauens und Schaffens die Wehmuth einsetzt mit ihrem Geleit: Müdigkeit und Bitterkeit, die aber keineswegs in Resignation ebben.

Wir ermaassen am Vogel Albatross die Spannkraft des Genius, der soeben den befiederten Pfeil der Dich-

---

[1]) Im Allgemeinen abfallende Schrift = Niedergeschlagenheit. Spitze Winkel treten oft an die Stelle der Bogen unten im h = nervöse Reizbarkeit. Dieser Vereinigung entspringen Unruhe und Sehnsucht.

[2]) Die spitzen Winkel reihen sich dermaassen an einander, dass ein zickzackartiger Ductus entsteht = Muth, energische Zähigkeit, Widerstandskraft, also Nietzsches Ausspruch bezeugend: „Virescit volnere virtus = Mannhaftigkeit erstarkt an der Wunde."

tung in die weite, weite Welt abgesandt hatte. Hier der Brief zeigt uns wohl die Abspannung, zugleich aber auch die Härte, die dies allzu weiche, sinnige Gemüth sich mit Erfolg angezüchtet hat.[1]) Dies Ausspannen von sondrer Art lässt uns den Anlauf zum nächsten Sprunge ahnen. Er wird ihn wagen, angethan mit der selbstgeschmiedeten Rüstung, geschmiedet aus Spannkraft und Widerstandsfähigkeit. Athmen doch diese Züge Steigerung der Thätigkeit und Tapferkeit.[2])

Zu einander verhalten sich die zwei Blätter wie die Kopf- und Kehrseite einer mit höchster Kunst und Schärfe geprägten Medaille: aus dem Vergleich Beider erwächst uns das volle, plastische Bild der hoheitsvollen Individualität mit all ihren Intimitäten, Gegensätzen und Möglichkeiten.

Diese Prüfung erbringt den, für den einsichtigen Psychologen unumstösslichen Beweis, dass die von Nietzsche gewählte Lebensweise nicht auf Willkür oder Zufall beruhte, dass sie vielmehr die ihm allein naturgemässe war. Denn sie thut uns die folgerichtige Verknüpfung zwischen vermehrtem schöpferischen Vermögen und gesteigerter Reizbarkeit dar. Daraus ergab sich für ihn die Nöthigung, nach spärlichem Verkehr mit Auserwählten, seine Einsamkeit „um so feuriger zu umarmen“. „Die Tapferkeit“, sagt er, „erstarkt mit und an der Wunde; diese aber heilt am sichersten und raschesten in reiner Höhenluft.“

Welch ein Beharrungsvermögen gehört allein dazu, stetig gegen die Hemmungen seines Lebens anzukämpfen,

---

[1]) Man vergleiche blos die Zartheit und Rundung der Schriftzüge in Fig. III. 1872 mit diesen eckigen Bildungen von entsprechender Strichbreite Fig. VII. 1883.

[2]) Blitzartige Züge in spitzer Winkelbindung.

die ihm sein Peiniger, der Kopfschmerz schuf![1]) — Statt, Mitleid heischend, sich in Klagen zu verlieren[2]), werthet er sein Leiden als Stimulans des Schaffens und versteht sich meisterhaft darauf, die Schmerzensfristen zwischen den Anfällen zu Geistesthaten auszunutzen. Tapferkeit, Dein Name ist Nietzsche! So wurde er stark, weil er musste, als ein grosser Leidensüberwinder. Er ward nicht müde den Schlacken seiner dornenvollen Existenz immer aufs Neue das Gold der Gesundheit abzuringen, nicht müde sich und mit ihm die Menschheit zu immer höheren Staffeln der Erkenntniss emporzuheben.

Zu Heil und Ruhm gereichte ihm diese Bejahung des Geschickes, in der sich abermals die Wahrheit des Wortes erwies: Volentem ducunt fata, nolentem trahunt.

Fig. *VIII.*

Grübler und Künstler 1886.

Motto:
„Wollten und wagten wir eine Architektur nach unserer Seelenart, so müsste das Labyrinth unser Vorbild sein.“ Morgenröthe.

Wieder ein Selbstbekenntniss, darunter die Schriftdeutung Brief und Siegel setzt. Je tiefer der Graphologe in den Reichthum des Dichterphilosophen eindringt, um so mehr erscheint ihm sein Philosophiren, wie Goethen das Dichten, als die Bruchstücke einer grossen Confession, als ein Zeugnissablegen von sich selbst.

Besteht doch ersichtlich eine Wechselwirkung zwischen den Ereignissen eines Lebens, — welcher Art sie immer

[1]) Man beachte das stete sich Aufraffen zur wagerechten Zeilenrichtung = Ueberwindung der Niedergeschlagenheit durch stetig geübte Selbstzucht.

[2]) Trotz abfallender Worte keine linksstrebigen Züge.

sein mögen — und zwischen dem Charakter, welcher die synthetische und sociale Formulirung eben dieses Lebens ist. So trägt denn ein Jeder mehr denn die Hälfte seines Geschickes in seinem Charakter beschlossen.

Mit noch weit grösserm Rechte dürfen wir in Nietzsches Leben nicht etwa die Anwendung seiner Philosophie, wohl aber in seiner Philosophie die geistige Widerspiegelung seines Charakters sehn, sozusagen den Widerhall der widersprechenden Elemente, die sich in ihm zur Einheit verbunden hatten. Seine Philosophie steht da gewissermaassen gleich einer geistigen Autobiographie, darin er den Niederschlag der Entwicklung seines Charakters, seines Denkens und seiner Existenz aufgezeichnet hat.

Den Widerschein dieser Vielfältigkeit gewahrt der Graphologe, wo sich in den schriftlichen Kundgebungen der Gelehrte und der Künstler auseinanderhalten. Es liegt dem Schriftdeuter zweierlei ob: den Ariadne-Faden zum Irrgarten dieser Seele finden, sodann aber die höhere Einheit in der Mannigfaltigkeit nachzuweisen, durch welche der Schrift Nietzsches in all ihren Offenbarungen die Einheitlichkeit der Physiognomie gewahrt bleibt.

Hier dies Blatt (Fig. VIII) Manuskript mit dem Datum 1886 ermöglicht uns ihn bei der Arbeit zu belauschen und die Flüssigkeit seines Denkens nach Gebühr zu würdigen. „Wie das Gestirn, ohne Hast, aber ohne Rast“ durchmisst er seine Gedankenbahn. Um so klar, so deutlich und so schön zu schreiben bei geistiger Produktion, dazu muss man in gleicher Weise denken können. Es müssen die ergangenen Ideen in greifbarer Deutlichkeit vor dem geistigen Auge stehn[1]), damit die

[1]) Nietzsches Musikliebe und Kurzsichtigkeit gestatten die sichere Schlussfolgerung, dass er in seinem Aufnahme-Verhältniss zur ihn um-

Feder sie in also vollendeter stilistischer und graphischer Form auf das Papier übertrage.

Die wenigen Nachbesserungen bringen uns den thatsächlichen Erweis der graphisch bekundeten Selbstkritik, die sich unablässig um Klarheit und Schönheit müht.[1] Als sein geistiges Handwerkzeug erhellt aus dieser Erstschrift: ein kühler Kopf, ein kritischer Sinn, dazu die grösstmögliche Nüchternheit, die sich bei solch eminenter geistiger Sensibilität erzielen lässt. Die zarte Gesundheit wappnet sich mit unentwegter Beharrlichkeit und Zähigkeit.[2] Doch nirgendwo verankert sich aller Geister freiester in professörlichem oder theologischem Eigensinn.[3] „Stets geründet, nie geschlossen“ sprach Goethe und denselben Gedanken drückt Nietzsche greller noch in seinem „Ueberzeugungen sind Gefängnisse“ aus. Angesichts dieses Blattes können wir uns, trotz der Ausstreichungen und Ueberschreibungen, eines ästhetischen Eindruckes nicht erwehren.

---

gebenden Sinnenwelt dem auditiven Typus zuzuzählen ist. Mit andern Worten ausgedrückt: Durch das Ohr vornehmlich wurden die Eindrücke der Aussenwelt seinem Innenleben vermittelt. So darf man wohl annehmen, dass seinem innern Ohre der Rhytmus des Satzes vor dem Niederschreiben in vollster Klangfülle stets gegenwärtig gewesen ist. Tönender Geist und tönende Schönheit wirken vereint am Wunderbau seines Stils. Im Gegensatz hiezu muss dem ausgeprägt visuellen Typus dafür das Gesichtsbild der Schrift in plastisch greifbarer Deutlichkeit unmittelbar vor dem Niederschreiben erscheinen.

[1]) Kleine genaue Schrift mit sorgfältiger Zeichensetzung nebst keilförmig zugespitzten u-Bogen = Wissenschaftlicher Ernst, Gründlichkeit und kritische Schärfe.

[2]) Gleichförmigkeit der Schrift bei Winkelbindung.

[3]) Nirgendwo treffen wir auf linksstrebige Verknotigungen am „t“ oder „f“ = unwandelbare Ueberzeugungen, alias Vorurtheile. Nicht einmal in der Knabenschrift treffen wir auf diese eigenwilligen Verknotigungen. Dies Manco ein Merkmal äusserster Perfektibilität und schrankenlosen Fortschritts.

Dem musste also sein. Bleibt doch selbst als Kritiker, Grübler und Denker Nietzsche stets „ein Künstler am Worte“. Hier steckt der Schlüssel zur höhern Einheit, in die seine Vielfältigkeit mündet. Den kritisch Sichtenden, den religiös Empfindenden verbindet der künstlerische Geist. — Vollends herrlich strahlt uns dieser aus dem eigenhändigen Titelblatt — Entwurf zur Morgenröthe (Fig. IX) entgegen. Nach Schriftform und Raumvertheilung wirkt dies Blatt gleich einem dekorativen Kunstwerk strengen Stiles und allerersten Ranges.

Wer mir bis hierher gefolgt ist, dem brauche ich nicht mehr die graphologischen Feinheiten und Eigenheiten dieses Specimen zu erörtern. Geistige sowohl als körperliche Frische, höchste Eigenart und höchste Cultur, Besonnenheit und Phantasie, vornehme Gesinnung in vornehmer Form führen hier eine beredte Sprache.

Diese Schrift ist gleich zu achten dem Ausblick und Verweilen auf mühelos erstiegenem Bergesgipfel; die Lunge weitet sich und trinkt mit Bewusstsein die kühle, klare, erquickende Höhenluft.

Wir verzeichnen hier, schmerzlich bewegt, den graphischen Abschluss der aufsteigenden Linie.

Fig. *X.*

Ruhm und Ewigkeit.

December 1888.

Auf diesem Blatte tritt uns zuerst die dunkle Spur entgegen, welche als Ausdruck von Störungen in den Funktionen des Gehirns gelten darf. Grause Vorboten sind es des schlimmen Endes, düstere Schatten, welche die geistige Umnachtung vorauswirft.

Denn die hier auffällige Unsicherheit der Strichführung, die sich ab und an zu ataktischen Zügen und zu Zitterformen steigert, pflegt als Vorläufer der Erkrankungen von Hirn und Rückenmark aufzutreten.[1]) Vorzüglich charakteristisch für die Prognose solcher Leiden ist die Ataxie des Schreib-Gestus. Es versagt die Coordination der beim Schreiben angewandten Muskel in dem Maasse als die regelmässige Telegraphie der Gehirnnerven bei unterbrochener Leitung aussetzt. So wird uns die Ataxie am augenfälligsten kenntlich an den die Curven entstellenden Ecken. Das Zittern, welches in senilen Schriften typisch ist, kündet hier vorzeitige Ermüdung.[2])

Weil aber neben diesen Stigmata des Hirnleidens die Haupteigenheiten der genialen Schrift weiter fortbestehn[3]), lässt sich daraus folgern, dass der Niedergang des hohen Genius sich zu Anfang nur durch zeitweises Aussetzen seiner Vorzüge angekündigt haben muss. Eine andere pathologische Erscheinung beobachtet man an der Winkelbindung[4]) der Kleinbuchstaben, die auf gesteigerte krankhafte Reizbarkeit zurückzuführen ist. Daran schliessen sich die spitz auslaufenden Endstriche[5]), die in solcher Häufigkeit und Stärke zum ersten Male auftreten.

---

[1]) Crépieux hat in seinem Hauptwerke „L'Écriture et le Caractère", dessen vierte Auflage 1902 in der Uebersetzung von Hans Busse als „Handschrift und Charakter" erschienen ist, der Krankenschrift einen besondern Abschnitt gewidmet.

[2]) Siehe vorzüglich das „R" in Ruhm und das „I" in Ich.

[3]) Vereinfachungen und Umwandlungen, viele Buchstabentrennungen bei klaren, maassvollen, schöngeformten Zügen von grosser Kraft und Strichbreite.

[4]) Sehr spitzer Winkel = Reizbarkeit. Wo so ausschliesslich bei starkem Federdruck, da spielt die Erregbarkeit ins krankhaft Nervöse hinüber.

[5]) Kleine spitze Endstriche = Rechthaberei, Heftigkeit, Unverträglichkeit. Wo sie in steiler Schrift so häufig auftreten, muss man daraus

Die grösser gewordene Schrift — man vergleiche das Manuskript von 86 — verräth ein wachsendes Selbstgefühl, das einzeln betrachtet, nichts Auffälliges an sich hat.

Wofern wir indess all diese Züge mit der stetig vorhandenen, hier wie immer bekämpften Schwermuth zusammenstellen, ergiebt sich daraus ein Gesammtbild von krankhaftem Gepräge. Kein graphologisch gebildeter Nervenarzt würde anstehn dies für eine pathologische Schrift zu erklären.

Neben dem erwiesenen Leiden, all diesen Hemmungen zum Trotz, beharrt die Lucidität des Gedankens auf einer — verhältnissmässig — bedeutenden Stufe.[2]) Dem wäre zu entnehmen, dass die geniale Begabung, wenig geschmälert — vielleicht intermittirend — noch zu Rechte besteht.

Müdigkeit, doch nicht Erschöpfung, Reizbarkeit in Schach gehalten durch Selbstbeherrschung, Selbstgefühl, doch sonder Grössenwahn — dies die Signatur dieser Schriftzüge. Es ist der Ductus eines Nervenkranken, bei dem noch keinerlei Geistesstörungen zu ermitteln sind.

Dunkel aber und verderbenschwanger, den verhängnissvollen Blitzstrahl in ihrem Schoosse bergend, thürmen sich am Horizonte die Wetterwolken.

---

auf eine zwar beherrschte, doch jederzeit vorhandene Reizbarkeit schliessen. So nach innen konzentrirt wird sie sich, in einer ganz intellektuellen Persönlichkeit, nicht durch Handlungen und thatsächliche, rohe Zornausbrüche, wohl aber durch verschärfte Polemik in seinen Schriften kund thun. In „Nietzsche contra Wagner“ und im „Antichrist“ tönt uns der Widerhall jener nervös gesteigerten Angriffslust entgegen. Dieser Endstrich ist eine verkleinerte Ausgabe des graphologisch wohlbekannten Säbelstriches, welcher häufig den Namenszug der geistigen Kämpfer bildet. Fig. X ist die Schrift des polemisch gewordenen Künstlers; dichterischer Schwung beflügelt den kritischen Pfeil.

[1]) Weder Unklarheit, noch Verschmierungen, die beide nicht selten als Verboten des Schlagflusses, bei dem typischen Verlauf der progressiven Paralyse, Jahre vorher auftreten können. Hand in Hand mit ihnen geht die Verdüsterung des Urtheilsvermögens.

Fig. *XI.*

Meinem Maëstro Pietro.

Nach dem 4. Januar 1889.

Die Drohung ist Wirklichkeit geworden, der jähe Absturz von schwindelnder Höhe erfolgt: Ein Schlag hat Nietzsche-Zarathustra getroffen, Bewusstlosigkeit seine Sinne umnebelt. Wohl wird es wieder lichter um ihn, aber der Grössenwahn redet aus diesen ins Riesenhafte gewachsenen Kleinbuchstaben. Wir müssen sie messen an der Gelehrtenschrift vom Frühjahr 86, um einen Maassstab für diese Wandlung zu gewinnen. Seit 1872 war die Ungleichheit der Kleinbuchstaben = ein Merkmal der Sensibilität und Erregbarkeit, — vorhanden und besteht hier weiter, unter gänzlich veränderten Höhenverhältnissen. 13—16 Millimeter betragen die Majuskeln; die Minuskeln aber erheben sich bis zu einer Höhe von 7 mm und sinken nur hie und da bis zu 3 mm herab.[1])

Mit grösster Schärfe und Deutlichkeit steht das Krankheitsbild da als Megalomanie = „Grössenwahn“.[2])

Dass dieser Nervenschlag nicht progressive Paralyse nach sich gezogen hat, ersieht der Graphologe aus der

---

[1]) 1872 wechselten die Kleinbuchstaben zwischen einer Höhe von $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Millimeter. 1886 beträgt die Durchschnittshöhe 1 M., 1888 $1\frac{1}{2}$ M., 1889 3—7 M.

[2]) Zwischen der kleinen Gelehrtenschrift und diesen hohen Zügen gähnt eine weite Kluft, ein schroffer Riss. Das jähe Einsetzen solcher Vergrösserungen ist eine Begleiterscheinung des Grössenwahns, der sich zuweilen auch einzig auf Umgestaltung der Grossbuchstaben nach Höhe und Breite beschränken kann. (Buchstaben, die auf Stelzen gehn, so das L bei Ludwig von Bayern; riesenhohe Majuskeln, treppenförmiges M, dessen erstes Glied dünkelhaft über die beiden anderen emporragt.) Je nach Intensität oder Schwäche, Vereinzelung oder gemeinsamem Auftreten dieser Züge ergiebt die graphologische Werthung eine Stufenleiter, die mit persönlicher Würde beginnt und sich durch Stolz, Hochmuth, Hoffart, Anmaasslichkeit u. s. w. bis zum Grössenwahn steigert.

Minderung der Ataxie, der geringeren Unsicherheit und dem Schwinden der Zitterformen. Rundungen verdrängen einigermaassen die spitzen Winkel, und von der Grösse abgesehn, ist die Schrift mit all ihren Vereinfachungen und Umbildungen dieselbe geblieben = ein Beweis für die Fortexistenz des Identitätsbewusstseins. Auch die Bindung der Schrift[1]) hat sich nicht verändert. Hieraus müsste man auf die Fortdauer des dichterischen Vermögens schliessen. Dem ist also, denn nunmehr umdichtet Nietzsche offenbar sich selbst. Was er als Zukunftsbild aufgestellt hat, das erscheint ihm jetzt in sich verwirklicht und sein Bewusstsein deckt sich hinfür mit dem des Uebermenschen, dem von ihm erschaffenen Typus des gesteigerten Eigenlebens. Seine Sehnsucht ist Fleisch geworden in ihm; seine fruchtbare Einbildungskraft hat das Menschliche überwunden; in seinen Adern pulsirt fürder das von ihm im seeligen Traum geschaute, höhere Leben.

Somit ist selbst der Tragik dieses Abschlusses etwas Versöhnendes beigemischt. Mit diesem Zustande sind weder Schmerzen körperlicher, noch Qualen geistiger Art verbunden. Wohl war der Himmelsstürmer auf seinem Icarusfluge der Sonne zu nahe gekommen. Doch nach dem jähen Sturz athmet er Ruhe, Frieden, Erfüllung: ein frommer, ein tröstlicher Wahn hat ihn umfangen.

Im grossen Schweigen, das ihn umfing, muss er seelige, friedliche Tage verlebt haben. Dies kündet mir diese schöne Schrift[2]) — des Dichters Aug, in schönem Wahnwitz rollend —, dies sein eigen Zeugniss in der

---

[1]) Vorwiegen der Trennungen = Intuition. Inneres Schauen. Denkarbeit unterhalb der Bewusstseinsschwelle.

[2]) Abgesehn vom Grössenwahn bleibt der Schrift das sonstige charakteristische Gepräge gewahrt.

schon erwähnten Frage: „Nicht wahr, meine Schwester, jetzt sind wir doch ganz glücklich?“

Im grossen Schweigen, von einer Atmosphäre der Liebe umfangen, so ruhte er aus von den Wechselfällen des Kampfes und Sieges.

Bände sprach dieser hoheitsvolle, tiefe, nach innen gekehrte Blick, den Hans Oldens Griffel zur guten Stunde festgehalten hat. In diesem Idealbilde des beschaulichen Weisen war keine Spur von Verkehrung ins Kindliche und Kindische, geschweige denn von Verthierung, wie sie die Paralyse so häufig mit sich bringt.[1]) Aufgeprägt war diesem schönen Antlitz die Vergeistigung und Verinnerlichung einer Seele, der es beschieden ward elf Jahre lang einen herrlichen Traum zu träumen, nachdem er genug und übergenug für die Unsterblichkeit gethan. Have, anima candida, rufen wir ihm nach.

---

[1]) Es wären sonst erstenfalls in der Schrift die unvereinfachten, unbeholfenen Züge der unausgeschriebenen Kinderhandschrift wieder zum Vorschein gekommen. Hätte andrerseits das Thierische Ueberhand gewonnen, so müssten unschöne Formen, Klexe, Verschmierungen diesen Niedergang widerspiegeln.

Fig. *XII* u. *XIII.*

Capitel VIII.

Förderer und Freunde.

A) Die Sternenfreundschaft.

Am Augenfälligsten ermisst sich die Höhe des Mont-blanc am Abstande zwischen ihm und den umstehenden Alpenhäuptern; nur dem Geographen wird es einfallen, den Meeresspiegel zum Vergleiche heranzuziehn. So und nicht anders hebt sich Nietzsches Grösse wirkungsvoll ab — nicht von flacher Unbedeutendheit oder platter Mittelmässigkeit — sondern von den führenden Geistern, die ihm Zeitgenossen waren und zu ihm in Beziehung getreten sind. Als Erster führt hier den Reigen Richard Wagner, mit dem ihn durch Jahre innigste Freundschaft verbunden hat. Blieb doch der vertraute Verkehr mit ihm und Frau Cosima Zeit seines Lebens als leuchtende Insel der Glückseeligkeit in seiner Erinnerung bestehn. „Gegen ihn gehalten“, so bekennt er 1888, „lasse ich alle anderen Beziehungen meines Lebens billig.“

Den graphischen Abglanz von Wagners mächtiger Einwirkung auf Nietzsche haben wir am Facsimile III. Dieses spiegelt einen Ausnahme-Zustand des Gemüths, einen Rausch der Seele wider, der die Blüthe von

7*

Nietzsches eigentlicher Jünglingsperiode darstellt. Dem Lebensalter nach einigermaassen verspätet, setzt sie ein mit dem Augenblicke, wo ihm zum ersten Male ein Ebenbürtiger[1]) begegnet. Seinem Durst nach Grösse, dem Verlangen, sich als dauerndes Glied an eine höhere Einheit zu schliessen, war bisher nicht Genüge geworden.

Immer und überall, unter Genossen, Freunden und Lehrern hatte man seine Ueberlegenheit empfunden und freudig anerkannt: „Nietzsche ist ein Genie“, schrieb Rietschl, Leipzigs philosophische Leuchte, nach Basel 1869.

Nunmehr, bei kaum 25 Jahren, sah der Jüngling-Mann sich vor das höchste Glück und die grösste Gefahr seines Lebens gestellt: Sich an einen Andren zu verlieren. Wie Vieles traf hier zusammen, ihn zu fesseln und zu entzücken: Abgesehn vom natürlichen Uebergewicht der 31 Jahre, die dem 56jährigen Meister Reife gebracht und nichts an Frische[2]) genommen, die Vielseitigkeit der Begabung und der Nimbus der bereits geschaffenen und der im Werden begriffenen Werke. Denn nicht zum mindesten muss dieser Einfluss den hochgespannten Hoffnungen und Erwartungen zu Gute geschrieben werden, die Nietzsche an Wagners künstlerische Mission knüpfte. Neben dem harmonischen Einklange der Seelen

---

[1]) In seinem Hauptwerke „L'Écriture et le Caractère“, 4. Auflage, führt Crépieux die Schrift Wagners (neben der von Locke) als typisch für das Genie an. Alle Merkmale derselben begegnen uns gleichfalls in Nietzsches Hand, als da sind: „die harmonische Schrift ersten Ranges, sehr klar, bemerkenswerth durch Kraft und Einfachheit der Formen, die eben dadurch häufig originell erscheinen, immer mehr oder minder anmuthige, nie jedoch unschön vulgäre Formen aufweisen. Dies nach Crépieux die allgemeine Signatur genialer Handschriften, innerhalb welcher der individuellen Ausprägung genügend Spielraum gelassen ist.

[2]) Kein Alterszeichen, weder ataktische, noch Zitterformen. Auch der Neigungswinkel 45—55, bei gelegentlichen Schwellungen der Grundstriche, siehe im R und L, Zeuge kraftvoller Sinnlichkeit.

hat er an ihm die von goldigem Schimmer umwobene Zukunft geliebt.

Wie dann später sein, von den Schranken der Wirklichkeit eingeengtes, Ideal ihn enttäuschte, da trat in sein Bewusstsein die schmerzliche Erkenntniss, dass Wagners Geist dem seinen nicht völlig homogen sei.

Die Vergleichung beider Handschriften erläutert Ursprung, Entwicklung und Abschluss dieses Freundschafts-Dramas: ein gewisses Maass an Congenialität ergiebt sich als Nährboden dieses einzigen Verhältnisses; nicht minder aber treten grell wesentliche Gegensätze hervor, an denen Nietzsches schwärmerische Hingabe zu Scheiter gehen musste.

Schwung, Phantasie, Idealität und hohe Cultur, ästhetischer Sinn und produktives Vermögen prägt sich in Beider Handschriften aus. Wagners Schriftzüge künden aber zugleich das bei weitem mächtigere Temperament, dessen elementares Feuer den Widerstand der stumpfen Welt besiegt. Wo eine solche Vitalität sich dem Genius zugesellt, ist seine Anziehungskraft der des Magnetberges in Sindbads Erzählung zu vergleichen. Mit unwiderstehlicher Gewalt musste sie Nietzsche zunächst in Wagners Dunstkreis bannen.

Die Ungleichheit von Nietzsches Schrift ante et post Wagnerem thut in Fig. III zur Genüge dar, bis zu welchem Grade die Anpassung und Anähnlichung gediehen war. Sie tritt namentlich hervor in dem gesteigerten lyrischen Schwung, der den eingeborenen kritischen Sinn überwuchert.

Als das Idyll von Tribschen hinter Nietzsche lag, ward die Kritik — wachsend mit dem Quadrat der Entfernung zum Objekte der Verehrung — wieder lebendig. Sie wies ihm die Sonnenflecken, welche die Fülle des

Lichtes in nächster Nähe der Beobachtung entzogen hatte. Zugleich musste sich, je länger je mehr, geltend machen, dass — auf Grund des graphologischen Zeugnisses schon — Wagner ein Gewordener[1]), nicht mehr Wandlungsfähiger[2]) war, Nietzsche aber ein Werdender, dessen Ziele und Metamorphosen noch im Schoosse der Zukunft schlummerten. So konnte dieses, für Nietzsches Begeisterungsfähigkeit und Redlichkeit typische Geschehniss, die endgültige Entfremdung, nur eine Frage der Zeit in der fortschreitenden Entwicklung sein. Denn die Schrift des von Nietzsche umdichteten Meisters hat neben der Licht- auch eine Schattenseite; die eine weist uns den Genius[3]), die andre den Schauspieler[4]) seines Ideals. Solch eine Unterschrift verräth ein zu schwindelnder Höhe gediehenes Selbstbewusstsein. „Ich dulde

---

[1]) Wagners Schrift hat ihre endgültige Ausprägung genommen.

[2]) Nietzsches Schrift in Fig. III ist ein Spiegelbild des seelischen Ausnahmezustandes, der in Fig. IV bereits der fortschreitenden Entwicklung gewichen ist.

[3]) Hauptzüge des Charakters.

a) Phantasie = weite Schlingen bei sehr bewegter, ungleicher Schrift.

b) Idealer lyrischer Schwung = zarte, gerundete, nie verschmierte Schrift mit ansteigenden Endstrichen.

c) Thatkraft, die überschäumt, doch sich immer zu mässigen und zu konzentriren versteht = kraftvoll absetzend gegen die zarten Haarstriche, mehr oder minder bemessene, bald keil-, bald keulenförmig auslaufende Grundstriche.

d) Altruismus d. h. Gemüth, Güte, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft = verbundene, gerundete, geneigte Schrift.

e) Witz, Humor, sprudelnde Heiterkeit = weite gerundete Anstriche.

f) Ein starkes Temperament = Schwellungen der Grundstriche in geneigter Schrift. Winkel ungleich im Mittel 45, sich häufig steil und rückläufig stellend, als Zeichen der Reaktion dagegen.

g) Vielseitige Thätigkeit = bewegte, rasche, vereinfachte, rechtsstrebige Schrift mit hohen Ober- und Unterlängen.

[4]) Gespreiztes R der Unterschrift, 18 Millimeter hoch, gegen die zwischen 1—3 mm schwankenden Kleinbuchstaben.

keine Götter neben mir", ruft dies R dem Schriftdeuter zu. Solch' ein anmaassend ausschliesslicher Hochmuth deckt stets ein gut Theil Schauspielerei: es ist ein Stück Komödie, die der Betreffende nicht minder vor sich selbst, als vor den Zuschauern aufführt. Empfindlichkeit und Misstrauen, aus eben der nämlichen Ursache geboren, geben alsdann leicht Anlass zu Verstimmungen und Zornesausbrüchen. [1])

Denn eine derartige Vergötterung des genialen Ich lässt sich nicht am ruhigen Bewusstsein der eignen Grösse genügen; sie muss sich ihre Heimstätte in der Vorstellung Anderer schaffen. Anbeter braucht sie und Weihrauchopfer. Dies zu erzielen muss sie verstehen sich wirkungvoll in Scene zu setzen, die Reklame in ihren Dienst zu stellen. Darin muss Wagner wie Lamartine empfunden haben, der einem Vorwurf in Bezug auf Selbstanzeigen seiner Werke, also mit gutem Gewissen begegnete: „Le bon Dieu n'a-t-il pas besoin qu'on le sonne?" Zu Deutsch: „Bedarf unser Herrgott nicht etwa der Kirchenglocken, die laut zum Gottesdienste laden?"

Nietzsches schlichter Sinn und strenge Redlichkeit, so ganz auf das Wesen, nicht auf den Schein gerichtet, musste an diesem Punkte einen schneidenden Widerspruch zwischen sich und dem so hoch Verehrten gewahren.

Der Begriff einer Parität zwischen sich und Nietzsche hätte nie und nimmer Wagner aufdämmern können. Wer sich gleich ihm als die Licht und Wärme spendende Sonne empfindet, braucht nur Trabanten, deren geborgter Schein den Ruhm des Tagesgestirns verkündet.

Wie anspruchslos und bescheiden nimmt das Friedrich

---

[1]) Weite Schlingen = Phantasie. Viele ausfahrende Züge von unten links nach oben rechts in geneigter Schrift deuten auf Reizbarkeit. Beide steigern sich unter einander.

Nietzsche sich (Fig. IV) neben dem Richard Wagner aus. Wohl aber athmet es zu viel Unabhängigkeitsinn[1]), zu viel persönliche Würde[2]), um sich auf die Dauer zu einem blossen Anhängsel herabdrücken zu lassen, thut auch andererseits Unlust und Ungeschick dazu dar, auf dem Cothurn vor staunender Corona eine grosse Rolle zu tragiren.[3])

Ein ungestörtes Zusammengehn Nietzsches mit Wagner, dem genialen Praktiker[4]) und Organisator[5]), war auf die Dauer nicht möglich. Eignete ihm doch in hohem Maasse das was Nietzsche gänzlich abging: Verschlagenheit[6]) und Gewandheit[7]), das bewusste Vermögen Einfluss zu gewinnen[8]) und auszuüben.[9]) Beider Naturen mussten, „nach dem Gesetz, wonach sie angetreten", unfehlbar auseinander wachsen. Je mehr in Nietzsches Seele die Rezeptivität dem intuitiven Schauen und Schaffen wich, jemehr die zunächst niederreissende Kritik, welche den Boden für Neubauten frei macht, erstarkte und die Axt an den Enthusiasmus legte, um so weniger konnte der Unabhängige einen Weg gehn mit dem, der, „ein Ueber-

---

[1]) Zerhackte aufrechte Schrift = Unabhängigkeitsdrang und Selbstbeherrschung.

[2]) Treppenförmiges N = persönliche Würde.

[3]) Die beiden Grundstriche des N ziemlich nahe = Bescheidenheit, die an Selbstzweifel und Befangenheit streift, wo sich die abfallende Schrift = Depression, dazu gesellt.

[4]) Verbundene rasche Schrift mit grossen Unterlängen.

[5]) Ober- und Unterlängen stark entwickelt, also geistige und praktische Thätigkeit.

[6]) Viel kleiner endende Worte = Lebensklugheit und Beobachtungsgabe.

[7]) Gerundete, ungleiche, bewegte Schrift.

[8]) Vereinigung von [6]) und [7]).

[9]) Das Ergebniss von [6]) und [7]) in Verbindung mit wagerechten, keulenförmigen, hochgesetzten Grundstrichen bei häufig ansteigender Zeile = Feuer, Herrschsucht, Thatkraft und Ehrgeiz.

wundener, am Kreuze niedersank“.[1]) Für Wagners Mysticismus[2]) aber war dies die einzige, sinngemässe Lösung aller Lebensräthsel.

Um sich ihrer Individualität nach auszuleben, durften Beider Bahnen sich fürder nicht kreuzen. Ein unausgesprochenes Gesetz regiert so Weltkörper als Genies: Bleibt fern von einander!

Ferne ist nicht Feindschaft. Ein Verhältniss wie zwischen Goethe und Schiller, dem am Himmelszelt das Phänomen der Doppelsterne entspricht, beruht neben der Verwandtschaft, die gegenseitige Förderung verheisst, doch zuletzt auf dem Uebergewicht des einen Gestirns, das das andre — proximum, sed magno intervallo — in seine Kreise zieht. Wo nahezu Parität besteht, ist ein Solches nicht gut möglich.

Das Scheiden von Wagner bedeutet für Nietzsche einen Akt der Selbsterhaltung, des Sich-auf-sich-Selbst-Besinnens.

Fig. *XIII.*

In Frau Cosima's Schrift begegnen wir einer bedeutenden[3]) Persönlichkeit, von unentwegter Festigkeit[4])

---

[1]) Aus der gerundeten, verbundenen Schrift verräth sich das Bedürfniss nach Anschluss, die Anpassungs- und Anschmiegungsfähigkeit an die von Schopenhauer überkommene, den altruistischen Tendenzen entsprechende Weltanschauung.

[2]) Mystik. — Das Ergebniss lebendiger Wechselwirkung zwischen Phantasie, Idealität und sinnlich-übersinnlichem Gefühl, dem das farbige Helldunkel Noth thut; ein Bedürfniss des Glaubens, dem die gemalten Kirchenfenster der gothischen Cathedralen Rechnung tragen. Das entsprechende Merkmal für diese Vorliebe offenbart sich in der Meisters Schrift durch das Hinübergreifen der Unterlängen, wodurch die Klarheit des Schriftbildes wesentlich beeinträchtigt wird. Lichtvoll kann man daher Wagners geniale Schrift nur in sehr bedingtem Sinne heissen.

[3]) Harmonie zweiten Ranges, durch geringere Thätigkeit und Eigenart vom Genius unterschieden.

[4]) Grade Zeilen, gleichmässige Strichbreite, Eckenbildung.

des Charakters, in deren Wesen eine glückliche Verschmelzung von deutschem[1]) und französischem[2]) Culturerbe zu Tage tritt. Aus diesen, trotz Tiefe und Beharrung in der Leidenschaft[3]), maassvoll gehaltenen Zügen tritt uns nicht eine Tochter der künstlerischen Bohème entgegen, sondern die Frau von Welt, der neben Bildung[4]) und ungewöhnlichem Verstande[5]) die anstandvolle, von Schönheitssinn und Takt beseelte Form[6]) zu Gebote steht. In jeder Beziehung stellt sie in ihrer Individualität das dar, was der Franzose mit einem vieldeutigen, häufig zur Unzeit angewandten Worte, „distingué“ nennt. Giebt es doch neben der echten eine Pseudo-Distinktion, Form ohne Gehalt, Talmi-Gold auf Messing, die wesentlich zur Herabstimmung des Begriffes beigetragen hat. „Distingué“ = „auserlesen“, deckt sich zu deutsch im besten Sinne etwa mit „vornehm“, wenn man darunter die Durchdringung hoher geistiger Cultur mit Herzenshöflichkeit und vollendeter Formenbeherrschung versteht.

Diese seltene Verbindung von echter Vornehmheit, gedämpftem Feuer und Stetigkeit des Wollens prägt Wagners Gattin den Stempel einer Herrscherin auf, die sich jeder Lage gewachsen weiss. Vorzüglich die Unterschrift, die stets dem Selbstbewusstsein vornehmlich Ausdruck giebt, ist ganz sie selbst; die vollendete Form leiht

---

[3]) Eckigkeit in lateinischer Schrift trägt deutschen Charakter, der noch durch die genaue Ausführung der einzelnen Buchstaben und gewissenhafte Zeichensetzung verstärkt wird.

[4]) Französische Schriftbildungen, so das T in Tribschen, das C in Cosima, der Lasso unter dem Namen gemahnen an die mütterliche Abstammung.

[5]) Neigungswinkel 30—40, Ecken, die horizontale Zeilenrichtung nimmt eine ansteigende Richtung an.

[6]) Umbildungen und Vereinfachungen.

[7]) Sehr klare, scharf umrissene Schrift, keilförmig zugespitzte Worte.

[8]) Bemessene und schöne Buchstabenbildung.

selbst Federzügen Anmuth, die bei einer minder hochstehenden Persönlichkeit graphologisch Anstoss[1]) geben könnten. Hier dieser autonomen Natur steht Alles, was sie thut und lässt, gut zu Gesichte. Wohl schafft sie sich ihr Piedestal[2]) selbst, verdient aber auch von Andren drauf gestellt zu werden. Gehört doch zu ihren Attributen die „main de fer sous un gant de velours", zu Deutsch, eine Hand von Eisen im Handschuh von Sammet, eine unumgängliche Bedingung, um das Scepter mit Nachdruck und Grazie zu schwingen. So erscheint sie als eine vom Schicksal mit Vorbedacht für ihren Wirkungskreis Erkorne, prädestinirt dazu, einen Thron einzunehmen und zu behaupten.

Fig. *XIV.*

B) Jacob Burckhardt.

Der Sternenfreundschaft Auf- und Niedergang ist an uns vorbeigezogen, und wir halten weiter Umschau nach den erlesenen Geistern, die einem Nietzsche Förderung und Freundschaft geboten haben.

---

[1]) Die Unterschrift = eine Offenbarung der Persönlichkeit; schon dies C, an sich eine graphologische Resultante, spricht Bände: Phantasie = weite Schlinge. Stolz, Sicherheit, praktische Thätigkeit = Höhe, Breite, Unterlänge. Thatkräftige Selbstsucht, die sich durchsetzt in der Welt = grosser, linksläufiger Schlusszug des C. Cosima und Wagner keilförmig zugespitzt = Scharfblick und Lebensklugkeit, als deren Ernte im Verkehr: Beobachtungsgabe und Menschenkenntniss.

[2]) Die anmuthige Schlinge, die den Namen hervorhebt, deutet auf Namensstolz, der stets die edle Form wahrt, der weiche rückläufige Bogen oben am W und zu Ende des Lasso auf Subjektivismus und Verbindlichkeit. Unter letzterer verbirgt sich die durch Eckenbildung ausgedrückte Festigkeit, die sich, den Umständen gemäss, in Strenge und absprechendes, apodiktisches Urtheil umsetzen kann. Für letzteres besonders bezeichnend die eckigen wagerechten Endstriche.

Beides ward ihm in reichem Maasse vom Historiker Burckhardt, der lange vor ihm an der Hochschule zu Basel sich einen berühmten Namen erworben hatte. Als eine reiche, vielseitige[1]) Persönlichkeit konnte er ihm aus der Fülle seines Wissens Anregung bieten, als eine solche auch dem jüngeren Genossen Verständniss entgegenbringen. Diese Schrift mit ihren weiten, freien, raschen Zügen verbürgt sich uns dafür, dass dem weitsichtigen Geschichts- und Sittenforscher nichts anhaftete von der verknöcherten Einseitigkeit trockner Büchergelehrsamkeit, die die ganze weite Welt nur durch den Schleier von Tinte, Papier und Druckerschwärze zu erblicken vermag. Denn künstlerische Neigungen[2]) gesellen sich bei ihm dem Forschungs- und Beobachtungstrieb.[3]) Als Mann der Wissenschaft ist er ganz der strenge Logiker[4]), dem die nimmer rastende Phantasie[5]) geschäftig zur Hand geht, beim Wiederaufbau des mit unermüdlichem Fleisse gesammelten, mit kritischer Schärfe gesichteten Materials zu einem organischen Ganzen, dessen einzelne Theile harmonisch in einander greifen. Es bedurfte eines in stetem Fortschritte[6]) begriffenen, selbst eigenartigen Geistes[7]), um beim Zusammenprallen mit

---

[1]) Viel Haupteigenheiten, vor allem die geschwinde Schrift mit Umbildungen und Vereinfachungen.

[2]) Geneigte Schrift bei wenig Druck und eigenartige Umbildungen. Die ästhetische Empfindung ist durch die Beobachtungsgabe wissenschaftlich gefärbt.

[3]) Zeichen hoher Cultur, d. h. Umbildungen und Vereinfachungen in rascher kleiner Schrift.

[4]) Verbundene Schrift.

[5]) Geneigte, rasche Schrift mit verhältnissmässig weiten Schlingen.

[6]) Rasche Schrift mit eigenartigen Umbildungen und Formen, wenig linksseitige Verknotigungen, die stets auf todte, nicht flüssige Punkte hinweisen.

[7]) Umbildungen in rascher Schrift. Eigenartige Anstriche und Interpunktion.

der fremdartigen Gedankenwelt eines Nietzsche nicht zurückzuschrecken, sondern auf sie einzugehn und die neuen Gesichtspunkte dem eignen Werke dienstbar zu machen. So vermeidet er auch in seinem maassvollen Selbstbewusstsein [1]) die zwei Klippen des Vorurtheils [2]) und des Eigendünkels [3]), daran das anerkennende, freudig zustimmende Urtheil zerschellt.

Burckhardt, der Logiker, der apollinisch besonnen Stein auf Stein zusammenträgt und in einander fügt, findet im jugendlichen, dionysisch schauenden Nietzsche eine willkommene Ergänzung. Ihrer Berührungspunkte sind so Viele, dass da, wo sie in der Anschauung aus einander gingen, gegenseitige Werthschätzung als Bindeglied eintreten musste.

Wie verschieden sie auch nach innen und aussen geartet sind, die gesteigerte ungewöhnliche Schaffenskraft entspringt zum grössten Theil derselben Quelle. Laut Beider Handschriften, denen ein ganz unsinnlicher Charakter [4]) gemeinsam ist, erscheint sie als Kraftstauung, die alle Thatkraft einer Individualität in das Bette der Geistigkeit hinleitet.

Aus dieser Unsinnlichkeit erwächst auch Burckhardt eine grossartige Bedürfnisslosigkeit, die ihn gleich Nietzsche absehn lässt von äusserlichen Ehrungen, wie von jedem an Luxus streifenden Behagen.

Auch er sucht das Wesen der Dinge zu ergründen und erfreut sich am Glanz und Schimmer, den unser

---

[1]) Schmucklose Unterschrift, sonder Vergrösserung noch Unterstreichung.

[2]) Aus Eigensinn und Hochmuth, die Beide nicht vorhanden, entsteht das Vorurtheil.

[3]) Weder Verschnörkelungen, noch auf Stelzen gehende Grossbuchstaben.

[4]) Wohl zeugt die geneigte Schrift in höherm Alter von früherer Leidenschaftlichkeit, die aber jedes sinnliche Element bereits ausgeschieden hat, denn Schwellungen und Verschmierungen fehlen.

Auge um die Welt der Erscheinung webt. Alles, was ihm zu eigen ist, trägt er unverlierbar mit sich umher im rastlos schaffenden Hirn und im schönheitsdurstigen Auge, eine zugleich grosse und schlichte Schweizernatur, drin sich wie in Conrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin die Kräfte von Nord und Süd zu einem edlen, harmonischen Menschenbilde, einem Wahrheits- und Schönheitssucher verbunden haben.

Fig. *XV.*

C) Graf Gobineau.

Ein Wahrheitssucher und Schönheitsfreund auch er in seinen Werken „L'inégalité des Races Humaines" und „Renaissance". Er gehört zu denjenigen französischen zeitgenössischen Schriftstellern, denen Nietzsche gern und freudig Anerkennung zollte. Seine Grösse liegt in der harmonischen Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen, nicht in der erhabnen Einseitigkeit des Denktriebes, wie sie Nietzsche und — minder ausschliesslich — Burckhardt eignet.

Denken wir uns um 2—3 Jahrhunderte oder noch weiter zurück, so hätten wir in Nietzsche den Asketen in der Einsiedlerhütte und Stifter einer neuen Religion, in Burckhardt den emsigen schriftgelehrten Mönch, in Gobineau den kunstsinnigen, hochgelahrten Prälaten.

In der That ergeben die Haupteigenthümlichkeiten[1]) der Schrift, wie sie mit einander verschmelzen, eine sehr

---

[1]) Klare, nach Haar- und Grundstrich scharf geschiedne, kleine, bemessene, verbundene, rechtsstrebige, vereinfachte und einfache, etwas nach links geneigte Schrift mit kräftigem Federdruck.

bedeutende Persönlichkeit, eine Harmonie von Gelehrter[1]), Kunstkenner[2]), Philosoph[3]) und Diplomat.[4])

Als Gelehrter berührt er sich mit Nietzsche im Fleisse, in der Tiefe und der feinen Beobachtungsgabe. Gobineaus Vorzug ist die streng geschlossene Schlussfolgerung, indess ihn Nietzsche durch Neuheit der Gedanken und Scharfblick des Sehers überbietet. Ein gleicher Formensinn[5]) und geringere Phantasie[6]) weisen den Aesthetiker Gobineau mehr auf die bildenden Künste hin, indess Nietzsches ungleich bedeutenderes Phantasieleben[7]) — mit Berücksichtigung der Kurzsichtigkeit — ihn hauptsächlich auf Musik und Naturschönheit verwies. Gemeinschaft und Verkehr[8]) sind Gobineau Lebensluft, indess Nietzsche je mehr er Er Selbst wurde, an Ichlebigkeit[9]) zunahm. Als Diplomat, dem viel praktische Menschenkenntniss zu eigen ist, geht Gobineau am weitesten mit dem Dichterphilosophen auseinander. Der französische Staatsmann versteht die Menschen auf Umwegen seinen Zwecken dienstbar zu machen; Nietzsche aber, befangen in der Passio nova, der Leidenschaft seiner Redlichkeit, hat so gar nichts von jener verbindlichen Opportunitätspolitik des

---

[1]) Kleine, genaue, rückwärts geneigte Schrift.

[2]) Zu obigem noch geschmackvolle, ja anmuthige Formen.

[3]) Zu [1]) noch verbundene, rechtsstrebige Schrift mit Vereinfachungen. Die kleinen s alle als Zeichen der Kritik keilförmig gestaltet.

[4]) Ungleichheiten der Schrift in der Adresse = Vermögen sich in verschiedenen Lagen zurechtzufinden; abgerundete flache Endungen = Verbindlichkeit; kleiner ausgehende Worte = Klugheit. Gewandheit, Verbindlichkeit und Klugheit aber als Einheit gedacht: = der ehrenhafte Diplomat.

[5]) Einfache und anmuthige Form der Grossbuchstaben.

[6]) Bei Nietzsche ergiebt die Buchstabentrennung in ebenfalls kleiner, aufrechter, bemessener Schrift ein Mehr an Einbildungskraft und geistiger Erregbarkeit.

[7]) Fig. III. Sehr weite Schlingen bei unverbundner Schrift.

[8]) Gebundene Schrift bei viel Rundungen und auch Schwellungen.

[9]) Aufrechte, getrennte Schrift. Spitzer Winkel.

Diplomaten an sich. Die Entwicklung seiner Schrift[1]) hat uns vielmehr gezeigt, dass er je länger, je mehr der Intransigeant, der Mann des Entweder-Oder wurde.

Durch die persönliche Anlage seines Gemüths fühlte sich Gobineau zum christlichen Altruismus hingezogen, indess Vererbung und Familientradition ihm das Verständniss des Herrenmenschen aufschlossen.

„Comprendre tout est là" — der Wahlspruch dieses klaren, logischen Intellekts. Kraft dieses doppelten Verständnisses hat er die entgegengesetzten Persönlichkeiten des Rinascimento plastisch rund hingestellt, ist in gleicher Weise einem Savonarola und Macchiavell, einem Cäsar Borgia und einem Raphaël gerecht geworden. Sein Culturerbe[2]) und sein kritisches Vermögen[3]) lässt ihn die Ungleichheit der Menschenrassen verfechten. Wie Nietzsche waffnet er die Schneide seines Geistes gegen die flache gleichmachende, alles historisch Gewordene Verkennende der grossen Revolution von 1789.

Mit Nietzsche gemein hat er in seiner Erblichkeit die ruhige persönliche Würde[4]) des edlen Blutes und der hohen Cultur. Die Natürlichkeit und schöne Einfachheit der Schriftformen bietet uns, wie bei Nietzsche, Gewähr für einen aller geschraubten Rhetorik baren Stil[5]) und für dieselbe Kunstform des Verkehrs, die in ihrer Vollendung der erhöhten Natur an Wirkung gleichkommt. Selbstzucht ist durch Gewöhnung wieder Natur geworden.

An Unabhängigkeit des Charakters und des Ge-

---

[1]) Siehe die Bemerkungen zum Facsimile von „Ruhm und Ewigkeit".

[2]) Verbindung der Vereinfachungen = beschleunigtes Denkleben, und anmuthiger bemessener Schriftzüge = gute gesellschaftliche Form: zum Gelehrten und Weltmann.

[3]) Vielfach keilförmig zugespitzte Grundstriche, namentlich im kleinen s.

[4]) Treppenförmig absteigendes M in gleichmässiger Schrift.

[5]) Einfache, unverschnörkelte Bildungen.

dankens[1]), an Ursprünglichkeit des Wesens und an schöpferischer Produktivität[2]) aber überragt Nietzsche bei weitem den Franzosen.

Fig. *XVI.*

D) Erwin Rhode.

Dies Blatt gehört jenem Studienfreunde des jungen Professors zu, der in einem Waffengange mit Ulrich von Willamowitz rühmlich für den Verfasser von „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" eintrat.

Vergleichen wir Nietzsches Facsimile III mit diesen jugendlichen Schriftzügen, so geht uns das Geheimniss dieser Freundschaft auf.[3]) Trotz der Gleichheit des Alters ist es bei Rhode das Verhältniss eines Schülers zum überlegenen Meister.

Schwärmerische Jugendlichkeit[4]) spricht dies Blatt, geistige und körperliche Beweglichkeit[5]), die Weichheit einer anpassungsfähigen[6]) und anpassungsbedürftigen Individualität, deren gedeihliche Atmosphäre der Enthusiasmus ist, darin sie lebt und webt. Dabei durchaus kein utopistischer Träumer, vielmehr klug, gewandt, findig und praktisch[7]) — Eigenschaften, die er — laut Handschrift[8]) —

---

[1]) Getrennte Buchstaben und spitze Winkel in aufrechter unsinnlicher Schrift.

[2]) Getrennte Buchstaben, eigenartige Umbildungen und Vereinfachungen in vollkommen klarer, scharf ausgeprägter Schrift.

[3]) Ueberwiegen von Gefühl und Phantasieleben in dieser Epoche. Dies das Gemeinsame mit Rhode.

[4]) Bewegte, geneigte Schrift mit Schwellungen und Verschmierungen.

[5]) Grosse Ober- und Unterlängen bei ungleichmässiger, rascher Schrift.

[6]) Verbundene, geneigte, gerundete Schrift.

[7]) Siehe Note [5]).

[8]) Die langgestreckten, rasch und gefällig hingeworfenen Züge, die Abkürzung der „und" u. s. w. sind kaufmännischen Charakters als Ausdruck von Geschäftigkeit, Flüssigkeit und Gewandheit.

der Abstammung von Geschäftsleuten zu verdanken hat. So könnte ein Grosskaufmann, der alle Conjunkturen von Handel und Wandel nutzt, besser noch ein hochgebildeter, in allen Sätteln gerechter, Buchhändler schreiben. Rhodes von äusserster Sensitivität und Gefühlsinnigkeit beständig vibrirende Natur besitzt auch die Kehrseite der Geistigkeit, die sich in stark sinnlicher Expansion[1]) zu Zeiten Luft macht, für gewöhnlich indess von idealistisch gefärbter Einbildungskraft durchaus beherrscht und übertönt wird.

Seiner ursprünglichen Veranlagung nach erscheint er als ein in die Philologie Verirrter, der seine schönen Gaben wohl auch auf einem andern Gebiete hätte füglich besser verwerthen können.

Hier ist viel Güte und Hingabe, viel neidlose Mitfreude, die gern in einem Höheren aufgeht, am liebsten, wenn es lebendig in einer Persönlichkeit[2]) verkörpert wird. So war er bei Lust und Geschick[3]) im Aufeinanderplatzen der Geister recht zum Kämpen für die gute Sache des hochverehrten Jugendfreundes geschaffen.

Fig. *XVII.*

E) Peter Gast (alias Heinrich Köselitz),

der Jünger der ersten Stunde.

Als Wappen führt Peter Gast im blauen Schilde „die äolische Harfe, die immer erzittert“.[4]) In ihm ist Rhytmus und Musik, Vielseitigkeit und Eindrucksfähig-

[1]) In der zwar schmierigen, doch drucklosen Schrift hie und da auffällige Schwellungen und Grundstriche.

[2]) Die gebundene, geneigte Schrift mit Ober- und Unterlängen und weiten Schlingen widerspricht der Neigung zu rein abstraktem Denkleben.

[3]) Lange gerade Anstriche und häufiges Auslaufen der Worte in kleine, kurze Säbelstriche.

[4]) Sehr bewegliche Schrift mit beständig wechselndem Neigungswinkel.

keit.[1]) Diese seine Psychomobilität, schon an sich höchst bedeutend, gewinnt noch an Werth, weil sie innerhalb der Grenzen, die ihm seine Individualität steckt, niemals aussetzt.[2]) So war er und ist, wie kein Anderer, befähigt, die leisesten Fittigschläge des Genius zu verspüren und in seiner Seele nachtönen zu lassen. Wo sich schon auf des Weges Mitte die Begleiter verloren, da konnte er dem Meister verbunden bleiben. Dem allezeit offenen empfänglichen Ohre gesellt sich jene nie ermattende Begeisterung, deren reine helle Flamme mit nichten nach kurzem Aufflackern jäh in sich verlischt. Ihre Nahrung zieht sie aus der uneigennützigsten Zuneigung, die da dürstet nach dem Untertauchen in einem Grössern, Höhern.[3]) Es konnte Niemand mehr denn er zum Cultus des Genius veranlagt sein. Ist doch Gasts Liebe und Freundschaft von jener edlen Beschaffenheit, die aufwärts blickt, daher ihr als nothwendiger Bestandtheil die Bewunderung zugetheilt ist. Die Achse seines Sinnens und Trachtens ist unwandelbar nach oben gerichtet.

Aus diesen Schriftzügen redet eine solche Weiche[4]) und Impressionabilität[5]), so viel Zartheit, Feinheit und Innigkeit[6]) des Verständnisses, dass ihre Summe eine schier weibliche Hingebungsfähigkeit ergiebt. Doch nichts in ihr gemahnt an bloss schwächliche Anempfindung: dem widerstrebt seine in geistiger und künstlerischer

---

[1]) Manche Druckformen und volle Schlingen, die auf Phantasie, keilförmige Striche, die auf Kritik deuten in der bewegten Schrift.

[2]) Kein Nachlassen der Thätigkeitszeichen von der ersten bis zur letzten Zeile, wobei die Schrift trotz aller periodisch wiederkehrenden Ungleichmässigkeiten die Einheitlichkeit des Gesammtbildes sich bewahrt.

[3]) Verbundene, enge, zarte Schrift, bei niedrig gesetzten t-strichen.

[4]) Viel Rundungen bei geringer Strichbreite.

[5]) Bewegliche Schrift mit vollen Schlingen.

[6]) Drucklose, bewegliche, verbundene Schrift.

Hinsicht durchaus eigenartige, weil fest in sich beschlossene Persönlichkeit.

Mag auch Peter Gast noch so rasch auf jeden Eindruck reagiren, es tönt seine Seele desshalb doch in eigner Melodie.[1]) Vor allem Unästhetischen und Hässlichen, das nicht Wahlverwandtschaft hat zu ihr, zieht sie sich schleunig in ihr Schneckenhaus zurück, also die Integrität ihres Wesens wahrend.

Er hat die Stimmungen, nicht die Stimmungen ihn.[2])

Eine hohe, vielseitige Cultur gehört mit zu seinen männlichen Charakterzügen.

Es treten aber all diese Eigenheiten einer höchst komplizirten Individualität an die Oberfläche nur in den seltensten Fällen, „im Lande, das seine Sprache spricht“. Das Auf- und Niederwogen seines unablässig bewegten Innenlebens wird meist durch eine Zurückhaltung verdeckt, der ein gut Theil Schüchternheit[3]) beigemengt ist. Unter diesem Selbstzwang birgt sich ebenfalls eine gewisse nervöse Reizbarkeit[4]), der für gewöhnlich Zaum und Zügel angelegt wird. Wäre diese Selbstzucht geringer, läge dies Wellenspiel offen zu Tage, so möchte die unverständige Menge ihn leicht launenhaft und rechthaberisch schelten. — Gasts ganze Vitalität verausgabt sich fast ausschliesslich in geistigem und musikalischem Schaffen. Ist er doch kein Thäter noch Triebmensch im gewöhnlichen Sinne des Wortes![5]) —

---

[1]) Bedeutende Eigenart der sehr ausgeschriebenen Schrift, dazu einzelne Majuskeln, so die S, die unbewusst Musikzeichen ähnlich ausgeprägt sind.

[2]) Trotz aller Beweglichkeit maassvolle Schrift, die sich häufig steil stellt in ganzen Worten und Worttheilen.

[3]) Gedrängte Schrift bei engen, mässig hohen Majuskeln.

[4]) In der sehr beweglichen Schrift viel steile, kurze, spitze Endungen.

[5]) Im Allgemeinen drucklose Schrift bei gänzlichem Fehlen der Strichbreiteschwellungen in den unteren Schlingen.

Urdeutsch muthet uns die Ausdauer, Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit in all seinem Thun und Treiben an.[1]) Dieser Treue im Kleinen sei rühmlichst Erwähnung gethan, weil sie mit ihren höhern Zwecken sich zur Treu im Grossen auswachsen durfte. Ist ihm doch die ganze Culturwelt der obern geistigen Zehntausend für alle Zukunft zu Danke verpflichtet! Ehre sei ihm, dem Jünger der ersten Stunde, dessen Treue den Tod überdauert, dessen ganze Kraft sich einsetzte um die Hebung des in den nachgelassenen Manuskripten Nietzsches beschlossenen Schatzes! Als ein Geistesaristokrat vom reinsten Wasser und vermöge der Verwandtschaft seines Wesens musste er sich magnetisch angezogen fühlen vom Riesengeiste des Meisters und als dienendes Glied mitbauen helfen am Tempel des Uebermenschen.

Es ist etwas Grosses um die neidlose Hingabe dieses Jüngers der ersten und der letzten Stunde.

Fig. *XVIII.*

F) C. v. Gersdorff.

„Wo wir nicht Eins sein können im Streben nach demselben Ideale, Freund, da wollen wir uns Eins wissen in der Treue, mit der ein Jeder von uns nach seinen höchsten Zielen trachtet.“

Ein Tuist[2]) vom reinsten Wasser, so erscheint uns G., den seine Veranlagung mit einem ganz ausgesprochenen Talente zur Freundschaft ausgestattet hat. Alles bringt er mit dazu: als erstes Erforderniss die Beständigkeit[3]) und Zärtlichkeit[4]) der Empfindung, die sich mit dem Ver-

---

[1]) Sorgfältige, genaue Schrift bei pünktlichster Zeichensetzung.

[2]) Verbundene, rechtsstrebige Schrift.

[3]) Gleichmässige, feste Schrift.

[4]) Geneigte Schrift im Winkel von 40—30 Grad.

mögen zu innigster Hingebung und damit zugleich mit dem Bedürfnisse nach derselben paart. Sein ist auch der Scharfblick [1]), der zur Menschenkenntniss befähigt und die echte Perle von der unechten in glänzender Fassung zu sondern weiss. Nicht minder aber eignet ihm das gläubige Gemüth [2]), das nicht weicht noch wankt von dem einmal in Liebe Umfassten. Wurzeln geschlagen hat dieser Freundschaft frommer Glaube in der Gemeinschaft, die zwischen den beiden Jünglingen der gleiche Zug nach den Höhen in Dichtkunst und Musik wie nach den Tiefen der Erkenntniss in Wissenschaft und Weltweisheit schuf. G. fühlte sich unauflöslich mit Nietzsche verbunden in der auf das Höchste gerichteten Gesinnung. So musste sein Herz dem Freunde treu bleiben, auch da noch, da er fürder nicht mehr an einem Strange ziehn konnte noch wollte mit dem grossen Dichter und Denker, dem Schaffer neuer Werthe.

Im warmen, schattigen Thale musste G. zurückbleiben, dieweil Nietzsche Höhenluft athmen ging, wo ihm von dem in seiner Brust ruhenden Schicksal die „splendid isolation“ des Genius vorausbestimmt war. War doch sein schöpferischer Geist je länger je mehr auf sich allein gestellt [3]), indess G. mit all seinen Fasern im Du [4]), in einem fruchtbaren Verhältnisse zur Aussenwelt wurzelt.

In G. verkörpert sich das Urbild von Nietzsches erstem aristokratischen Ideale, dessen Attribute sämmtlich in ihm Fleisch geworden zu sein scheinen: vornehme Gesinnung, edle Form in vollster Schlichtheit und Natür-

---

[1]) Einzelne Majuskeln getrennt bei vielfach schwertförmig zugespitzten Worten.

[2]) Grösser auslaufende Endungen.

[3]) Aufrechte, unverbundene Schrift.

[4]) Verbundene, stark geneigte Schrift.

lichkeit[1]), stolzer Gehorsam[2]) und Milde im Befehlen[3]); das Schweigen[4]) endlich, das Distanzen schafft und eine Schutzwehr errichtet, die den Edlen von den Viel-zu-Vielen trennt, eine unsichtbare Scheidewand aufrichtend zwischen der Gewöhnlichkeit und der Vornehmheit des Geistes und der Geburt; — dies unnahbare Schweigen, dem Seidenfaden vergleichbar, der Laurins Rosengarten in Schnee und Eis vor der täppischen Rohheit der unberufenen Menge schirmt. —

Doch wir gingen fehl, wollten wir in G. trotz Mannesmuth und Thatkraft[5]), ja trotz jener besonderen Schneid[6]), die ein- und angeboren ist dem Edelmanne, dessen Väter seit Jahrhunderten des Königs Rock getragen haben, — den Typus der „prachtvollen, blonden, arischen Bestie" suchen. — Diese zweite Fassung des Adelsmenschen sollte Nietzsche um zehn Jahre später aufgehn.

Vielmehr ist das Zartgefühl dieses Tuisten[7]) so gross, dass es jeder Regung rücksichtslosen Wagemuthes als Hemmung entgegenwirken müsste. Jede Spur von Rohheit, geschweige denn von Brutalität ist schon durch Vererbung, als ein seinem Blute völlig fremder Tropfen in dieser schönen, harmonischen[8]) Seele ausgetilgt. Sein Gefühl sehen wir auf eine so lyrisch[9]) sensitive Tonart

---

[1]) Allgemeine Harmonie der Schrift bei unverschnörkelten, unstilisirten Formen.

[2]) Höhe der Grossbuchstaben bei niedrig gesetzten t-strichen.

[3]) Genügende Rundung der Schriftzüge bei niedrigen t-strichen.

[4]) Meist geschlossene o und a, sowie häufige Steilstellung des letzten Grundstriches im Worte.

[5]) Genügender Druck bei fester Eckenbildung.

[6]) Viele f verlaufen in Rückbiegungen mit ausgeprägtem Säbelstriche.

[7]) Siehe Note [4]) auf Seite 118.

[8]) Siehe oben Note [1]).

[9]) Geneigte Schrift in einem Winkel von 40—30 Graden, bei drucklosen, gerundeten, ansteigenden Endungen.

gestimmt, dass sie an die Empfindungsweise des Werther-Zeitalters gemahnt:

„Da gab es noch ein Sehnen,
Ein Hoffen noch und Glühn,
Als noch der Mond durch Thränen
In Fliederlauben schien;
Da man dem holden Sterne
Vertraute, was da lieb,
Und Lieder in die Ferne —
Auf sieben Meilen — schrieb."

In Goethes Wetzlarer und ersten Weimaraner Schrift ist der schriftliche Niederschlag jener thränen- und rührseeligen Gesinnung dem Graphologen aufbewahrt geblieben. Wie Goethe sich ihrer erwehrt hat, so sehn wir auch den jungen Gersdorff nach besten Kräften gegen sein so gar nicht zeit- noch standesgemässes Empfinden reagiren.[1]) Demzufolge darf uns nicht Wunder nehmen, dass sein Soldatenberuf seiner Veranlagung nicht völlig entspricht. Wir können mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass es der kategorische Imperativ in der Familientradition gewesen ist, der den wesentlich auf andre Neigungen Gestellten an das Waffenhandwerk und die Landwirthschaft verwiesen hat.

Gersdorffs Mannhaftigkeit kämpft einen guten Kampf gegen den Zwiespalt in seiner Seele, der Niedergeschlagenheit[2]) gebiert und sein Gemüth verschattet. So gähnt eine jähe Kluft zwischen ihm und dem landläufigen Typus des Reserveleutnants, der zunächst Soldat und dann erst Mensch ist. Vielmehr gleicht G. insofern Rousseau, als er aus Offizieren Menschen wirbt. —

---

[1]) Steilstellung des Grundstriches am Wortende in den Kleinbuchstaben.

[2]) Abfallende Worte bei gar nicht oder nur wenig sinkender Zeile.

Auch Nietzsche konnte dem treuen Jugendgefährten, dem er mit gleich intensivem Empfinden zugethan war, nie und nimmer im Herzen entfremdet werden.

Aus dem Gegensatz ihrer Handschriften erhellt zwar zur Genüge, dass ein Tag den Beiden kommen musste, da ihre Wege sich trennten, da sie sonder Zorn noch Hader von einander schieden mit dem stillschweigenden Vorbehalt: „Geh Du rechtwärts, lass mich linkwärts gehn".

Wo immer Ziele und Weltanschauungen den Wandel der Zeiten haben erfahren müssen, so dass zwei Freunde, laut dem Gesetz ihrer Persönlichkeit, auseinander wachsen mussten, da liebt ein edler Sinn im Genossen seiner Jugend immer noch die vormalige Empfindung, zusammt der Illusion, die jeder Jugendfreundschaft einen verklärenden Schimmer leiht. Im Tempel der Erinnerung, der sich in jeder Menschenseele aufbaut, reihen sich die Standbilder der Freunde an einander, umwittert von dem Dufte, den Jugendlust und Jugendhoffnung um sie gewoben. Unendliches verhiessen sie; am Menschlichen liegt es, dass die Erfüllung stets begrenzt sein muss.

Die einzige Ausnahme von dieser Regel macht der Genius, dessen Hand in unbewusster Kühnheit nach den Kränzen des Ruhmes greift, schöner, höher, dauernder, als selbst der ausschweifendste Jugendtraum sie je zu erhoffen gewagt hätte.

So wuchsen sich, — von unscheinbaren Anfängen ausgehend — die Gestalten eines Bismarck, Goethe, Nietzsche gemach zum Uebermenschlichen aus. So stehen sie vor unserm geistigen Auge, gross und furchtbar, in herrlicher Vereinsamung ob allem Volke, zunächst ob den Häuptern der frühern Genossen, Freunde, Mitstreiter emporragend, gleich dem Montblanc im Kreise der niedern Bergesspitzen.

Fig. *XIX.*

Capitel IX.

Verwandtschaft und Vererbung.

A) Der Vater.

Dieser Mann ist es würdig einen Genius aus seinem Blute erspriessen zu sehn, so wenig „genial“ er selbst gewesen ist, innerhalb der festen Grenzen eines Berufs, der all seinen natürlichen Anlagen entsprach, weil seine reine, edle Persönlichkeit sich darin bethätigen und voll ausleben durfte, als der mustergiltige Seelsorger, dessen Nachfolge einer Gemeinde wahrhaft zum Heil gereichen musste. Denn hier besteht keinerlei Zwiespalt zwischen Worten, Werken und Gedanken. In dieser geschlossenen Individualität ist das christliche Ideal in vollkommner Lauterkeit und Fülle Fleisch geworden. Diese Demuth, diese Menschenliebe erwächst der Natur und nicht der Selbstüberwindung.

Wer dem Graphologen das Ansinnen stellte diesem würdigen Seelenhirten eine Schwäche, geschweige denn eine Untugend, nachzuweisen, der verlangte Unmögliches; ebensogut könnte man Disteln von den Trauben lesen. Innerhalb der Schranken seines Wesens, der Anforderungen seines Amtes hat er eine relative Vollkommenheit erreicht und die Gottheit in seinen Willen aufgenommen.

Und dieser Wille ist stark sowohl als ruhig und beständig:

„Er sammelt still und unerschlafft
Im kleinsten Raum die grösste Kraft.“

Friedrich Nietzsche ist seinem Erzeuger zu unendlichem Danke verpflichtet; dort sind die starken Wurzeln seiner Kraft; von ihm hat er das ganze Handwerkzeug seines Geistes — fix und fertig geschmiedet — überkommen. Ausser der Pflichttreue und der Arbeitslust schuldet er ihm die ästhetische Begabung, die feine vornehme Form, die rasche geistige Auffassung. Ja selbst eine gewisse Originalität eignet schon dem hochgebildeten Landpfarrer.

Er schreibt die echte vorbildliche Zuchtschrift, die den Philologen und Theologen von Beruf und Vererbung kennzeichnet, an sich die Wiederspiegelung einer geregelten, durch wissenschaftliche Studien geschulten Denkthätigkeit und einer geordneten Lebensführung. So künden diese gemessenen Züge zunächst Ordnung, Mässigkeit, Fleiss und vorsichtige Sparsamkeit, Früchte der Selbstbeherrschung, deren höhere Blüthe, eine schöne Menschlichkeit, sich in Sanftmuth, Milde, Güte und Wohlwollen offenbart.

Die Leidenschaft ist ihm stets fremd gewesen und geblieben.[1]) Wo er, von der Selbstzucht absehend, seiner Schrift den ihr natürlichen Winkel lässt, weist dieser lediglich eine Neigung von 70^0 auf. Und ebenso stellt sich seine rückwärtsige Schrift auf 110^0, just die Probe auf das Exempel.[2]) Somit bewahrt er sich, trotz der fehlen-

[1]) Erst der Neigungswinkel unter 45^0 weist bei Strichbreite und entsprechenden Schwellungen auf leidenschaftliches Empfinden hin.

[2]) Der Winkel von 70 besagt dasselbe Maass an Gefühlswärme — bei 70 Verstandesnatur, — wie die Neigung nach links 110^0, die ebenfalls

den mächtigen Affekte, eine leichte geistige Erregbarkeit, einen Wechsel der Stimmungen, ein Hin- und Herfluthen der verschiedenen Strömungen im Bereiche des Denk- und Gefühlslebens.

Was ihm mangelt, das ist Lebendigkeit der Phantasie, Feuereifer und Initiative. Das Geibelsche:

„Halte fest am frommen Sinne,
Der des Grenzsteins nie vergass!
Alles Heil liegt mitten inne,
Und das Höchste ist das Maass“

kann als die bewegende Triebfeder seines Lebens und Wirkens gelten. Jede unschöne Ausschreitung lag ihm ferne. Ausserdem schliesst die Ruhe, Würde und Bedachtsamkeit jeden Gedanken an Scherz, Witz und Humor aus, ein fremder Tropfen seinem Lebensernste.

Dem Datum nach setze ich dies Stück Predigtmanuskript vor den Sturz, der den Grund zu seiner Gehirnerschütterung legte und seinen frühzeitigen Tod nach sich zog. Der feste Strich und das schöne Maass sprechen dafür, trotz der abfallenden Worte, daraus sich stellenweis selbst die abfallende Linie ergiebt, — an sich ein pathologisches Merkmal, wo es mit anderen der Art zusammen trifft. — Doch pflegt, auch bei völliger Gesundheit, Sorge und Kummer so gut als physische Ermüdung sich hiedurch kund zu geben. Der Ermüdete scheut jeden zu vermeidenden Kraftaufwand.[1]) Der Niedergeschlagene sucht ebenfalls mit einem Minimum an Bewegung aus-

---

um 20 von der Vertikale entfernt ist; nur dass im zweiten Falle eine gewollte, doch nicht vollbrachte Reaktion gegen das Gefühl eintritt. Das Beharren bei der Vertikale allein beweist vollständige Beherrschung und Unterordnung des Gefühlslebens.

[1]) Jedes ansteigende Wort ist mit einem plus an Muskelanstrengung verbunden. Ein Ermüdeter lässt die Hand sinken und schleppt den Fuss.

zukommen. Wo uns nur ein einziges Schriftstück behufs graphologischer Analyse vorliegt, wie eben hier, ist die Bestimmung der Ursache höchst schwierig. Es muss somit in obigem Falle unentschieden bleiben, ob physische Abspannung oder seelische Niedergeschlagenheit obwaltender Depression zu Grunde liegt.

Jedenfalls verkünden die Strichbreite und die Keulenendungen in der maassvollen, ernst harmonischen Schrift eine nach Geist und Körper normale Persönlichkeit, im Vollbesitze ihrer geistigen Fähigkeiten, die mit nennenswerther Zähigkeit gegen einen uns nicht bewussten Druck ankämpft.[1])

Was die Beschaffenheit seiner Intelligenz betrifft, gehört Nietzsches Erzeuger jenem kräftigen Mittelwuchse an, welcher den richtigen Nährboden für das Erwachsen des Genius gewährt.

Mehrere Generationen von Literaten müssen auf einander gefolgt sein, um eine Natur zu schaffen, die so viel geistige und, trotz aller Vitalität, so geringe sinnliche Bedürfnisse aufweist.

Derselben Bedürfnisslosigkeit auf materiellem Gebiete, mit der entsprechenden Mässigkeit und Sparsamkeit sind wir beim Sohne begegnet, dem Mangel an praktischem Sinne desgleichen. Auch hier, wie bei Goethe, hat der Sohn vom Vater „des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur“ überkommen, deren Spannkraft sich so glänzend in seiner Bejahung des Lebens und Leidens bekunden sollte. Doch die geistige Energie und die Leidenschaft der Redlichkeit sind hervorstechende Charakterzüge, die der würdige Vater mit dem grössern Sohne gemein hat.

---

[1]) Ein Wort fällt ab, doch das nächste setzt wieder höher an, was sich zu Anfang der Seite mit der Zeilenrichtung wiederholt.

Denn unterhalb der liebenswürdigen, vornehmen, aller Schroffheit baren Natur liegt ein ganz unbeugsamer[1]) Wille verborgen — der ins Christliche übersetzte kategorische Imperativ —, der nicht um Haaresbreite von dem abwiche, was er einmal als richtig, gut und schön erkannt. Aus solch' einem Holze hat die christliche Kirche zu allen Zeiten ihre Märtyrer geschnitzt. So ist er ein würdiger Nachkomme jenes Grafen Nietzky, der um seines Glaubens willen dahin fahren liess, was ihm an irdischen Gütern zu eigen: Heimath und Verwandtschaft, Adel und Grundbesitz.

Zu guter Letzt sei noch hervorgehoben, dass nichts im Habitus der schriftlichen und leiblichen Physiognomie an jene polnische Abstammung gemahnt, die in den Gesichtszügen des Dichter-Philosophen so auffällig zu Tage tritt.

Fig. *XX.*

B) Die Mutter.

Wir sind, nach Goethes und Schopenhauers Vorgang, sehr dazu geneigt, bei Zergliederung der Wesenselemente eines Genius unser Hauptaugenmerk auf die mütterliche Vererbung zu richten. Rechtfertigen doch Elisabeth Goethe und Johanna Schopenhauer jene Theorie, wonach der Sohn von der Mutter die intellektuellen, vom Vater die moralischen Anlagen zu erben pflegt. Es giebt indess zu dieser Regel so viel Ausnahmen, dass sichere Behauptungen über Mischung und Differenzirung der ererbten Elemente kaum aufzustellen sind. — Nicht allzu

[1]) Die Schrift setzt sich zum grössten Theil aus kräftigen Grundstrichen zusammen, die — ein Merkmal grosser Hartnäckigkeit — von links nach rechts verlaufen.

selten ereignet es sich, dass die Vererbung von Mutter auf Sohn, ein Glied überspringend, erst im Enkel sichtbar wird. So kann es in der Familiengeschichte adliger Geschlechter vorkommen, dass der Sohn einer Verschwenderin ein Sparer und Mehrer des Reichs ist, indess im Grosssohne die bedenkliche Neigung, über seine Mittel zu leben, zur Verschuldung und Verschleuderung des Grundbesitzes führt. Daneben giebt es scheinbar eine Vererbung in indirecter Linie, z. B. vom Mutterbruder auf die Nichte. So besteht, was geistige Regsamkeit und äussere Erscheinung betrifft, ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen Friedrich dem Grossen und der Herzogin Anna Amalia von Weimar. Profil und Auge der greisen Fürstin erinnern auffällig an den Philosophen von Sanssouci.

Nietzsches schriftliche Physiognomie, geschweige denn seine körperliche Erscheinung, weist wenig Wesenszüge der Mutter auf. Die eigentliche Verwandtschaft beschränkt sich sonst nur auf die Eigenthümlichkeiten der Knabenschrift. Seiner weichen, innigen, fleissigen und pflichtgetreuen Natur nach erweist er sich als der Sprössling der liebevollen, sorgsamen Mutter, unterscheidet sich indess schon als Fünfzehnjähriger von ihr durch den ausgeprägten Intellektualismus.[1])

Schon mit zwanzig Jahren ist er als geschlossene Persönlichkeit ihrem Gesichtskreise völlig entrückt. Sicherlich hat später die sanfte, gemüthvolle Frau auf den ruhmbeglänzten, freigeistigen Sohn mit dem Befremden einer Henne geblickt, die ein Entenjunges ausgebrütet hat. Sie muss der Grösse des Sohnes Staunen und Bewunderung, doch wenig Verständniss entgegengebracht haben.

---

[1]) Auffallend hohe Oberlängen.

Vermöge der in ihr bekundeten passiv rezeptiven Intelligenz[1]) stellt diese Handschrift eine Harmonie dritten Ranges dar. Und doch giebt es Manches, was Mutter und Sohn gemeinsam ist und bleibt. Wohl strebt der Sohn nach Freiheit des Denkens, die Mutter nach Sitte, doch hat auch der freigeistige Sohn nie den Mutterboden der thatsächlichen Sittlichkeit verlassen. In dem seelenvollen Gemüth der Mutter ist die Sitte wirklich zu edler Sittlichkeit gediehen. Wohl mögen wir Geistesfreiheit[2]) und Urtheilskraft[3]) an ihr vermissen, dafür zieren sie alle Vorzüge der deutschen Mutter und Hausfrau: die ganze Stufenleiter der bürgerlichen und christlichen Tugenden, die mit Ordnung, Sparsamkeit, Mässigkeit beginnt, mit Demuth und Menschenliebe schliesst.

„Viele der Veilchen zusammen, das Sträusschen erscheint erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint" — so hätte ein Goethe die holdseelige Jungfrau gefeiert, deren in der Familie erhaltenes (im Pan 1900 August-Nummer veröffentlichtes) Bildniss den Beschauer durch seltene Schönheit und Lieblichkeit fesselt.

Wohl ist auch ein geistiges Element vorhanden, doch nur in passiv rezeptiver Potenz bei völligem Mangel kritischen Sinnes.[4]) Hieraus ergiebt sich eine rührende Kindlichkeit, die sie durch ihr ganzes Leben begleitet.

Goethe hätte an diesem in seiner stillen Sphäre vollendeten Wesen, an ihrer Fröhlichkeit und Anmuth seine helle Freude gehabt. In ihrer schlichten Einfachheit lebte sie das, was er Ulriken von Lewetzow ans

[1]) Unvereinfachte, meist verbundene, abgerundete Schrift.

[2]) Fast kalligraphische Schrift, sonder Vereinfachungen, noch Umbildungen.

[3]) Kalligraphische Schrift bei Abwesenheit keilförmiger horizontaler Striche und kleiner auslaufender Wörter.

[4]) Siehe Note [3]).

Herz legte: „Immer kindlich, so bist Du Alles, bist unüberwindlich!“ Recht als ein Gegensatz zum Individualismus des Sohnes, den man „Nietzsche, den Einzigen“ heissen sollte, erscheint sie mehr als Typus des christlichen Weibes, denn als scharf ausgeprägte Persönlichkeit, keine fein umrissene Radirung — ein Pastell in hellen Farben und weicher Linienführung.

Dem nicht sehr weiten Gesichtskreis entsprechend hat sie Theil an den Schwächen ihres Geschlechts[1]), nicht aber an dessen Kleinlichkeiten. In ihrer Schlichtheit ergreift sie das für sie Wahre und Gute, indess wahrhaftes Wohlwollen[2]) jeden Klatsch, jedes Herumnörgeln am Nächsten, Bescheidenheit[3]) und Schüchternheit[4]) aber auch den leisesten Anflug von Gefallsucht[5]) ausschliessen.

Dass Nietzsche trotz seiner Leiden nichts von Launenhaftigkeit wusste, dies ist mütterliches Erbtheil, wie der gleichmässige Neigungswinkel darthut.

Dieser Ausgeglichenheit des Gemüthszustandes entspringt eine stete, ruhige Heiterkeit, eine milde Seelenanmuth: sie erzeugt jene Elastizität, die Schicksalsschlägen auch ohne sonderliche Charakterstärke widersteht, weil die passive Widerstandsfähigkeit des Duldens und Ertragens seine Wurzeln im religiösen Optimismus, in Ergebung und Gottvertraun hat.

„Flectas, non frangas“ der Wahlspruch solcher Seelen.

---

[1]) Abgerundete Schrift, weder Eckenbildung noch keulenförmige Striche.

[2]) Mässig geneigte, verbundene, abgerundete Schrift.

[3]) Einfache, kleine, unverschnörkelte Schrift.

[4]) Bogenbildung, Enge der Hauptrichtungen in den Grossbuchstaben. Unsicher hingesetzte Striche.

[5]) Zu [3]) noch die kleine, anspruchslose Unterschrift.

C) Der Väter Erbtheil.

Mit Schmerz verzichte ich auf meinen Vorsatz, in möglichster Vollständigkeit Nietzsches graphologischen Stammbaum aufzustellen, da die hiezu erforderlichen Handschriften nicht zu beschaffen sind. Vielleicht hätte ein Solcher, wenn die Gunst des Geschickes mir gestattet hätte, die Ahnenkette bis zur Reihe der Sechszehn fortzuführen, denen jener flüchtige polnische Graf Nietzky, der Ur-urgrossvater des Philosophen, angehörte, Licht verbreitet über einige interessante Streitfragen der wissenschaftlichen Genealogie. Der polnische Atavismus in Nietzsches Gesichtsbildung ist ein solches Räthsel. Die erhaltenen Bilder der nächsten Vorfahren, Aeltern, Grosseltern, Mutterbrüder weisen nicht die leiseste Spur des slavischen Typus auf, der an Nietzsches Kopf so sehr auffällt. Woher dieser plötzliche Rückschlag auf den einen Urgrossvater, dem er doch nur $^1/_8$ der Erbschaftsmasse verdankt, das die andern $^7/_8$ derselben Reihe um so eher hätten hinwegspülen sollen, als die Vererbung von Eltern und Grosseltern nur Deutsches hinzufügte. Nur eine wissenschaftliche Erklärung kann es dafür geben.

Nietzsches Vater und Mutter müssen in der 16er Ahnenreihe ein Beiden gemeinsames Ur-Ur-Elternpaar besessen haben. Dazu genügt, dass die Schwester des auf der Flucht gebornen Urgrossvaters in Deutschland geheirathet und die Grossmutter von Nietzsches Mutter geworden sei. Diese Summirung des, beiden Eltern gemeinsamen, Keimplasma hätte alsdann im Sohne einen Rückschlag auf das polnische Adelsgeschlecht hervorgerufen.

Das Verschwinden und Wiederauftauchen eines einzelnen Stammescharakters können wir geschichtlich feststellen an der Habsburger Lippe, die von der Cimburgis von Massovien, Gemahlin Ernst des Eisernen, herstammen soll. Bei Karl V. und Philipp II. tritt sie stark hervor, geht auf die Medicäer über, setzt sich im spanischen und österreichischen Mannesstamme fort, bis sie in Maria Theresia erloschen ist. Bei ihren, der Ehe mit Franz von Lothringen entsprossenen Kindern, tritt der Familienzug aufs Neue hervor. Es hatte eben der Gemahl Maria Theresias jene Cimburgis fünfmal in seiner Ahnenreihe vertreten, was augenscheinlich genügt hat, den ausgestorbenen Typus neu erstehn zu lassen, mittelst dieser frischen Zufuhr an Erbschaftsmasse.[1])

So konnte die Wahrheitsliebe und der Unabhängigkeitsdrang des polnischen Ur-ur-grossvaters in Nietzsches Individualismus eine gesteigerte, durch Beimischung deutschen Literatenblutes in das Intellektuelle gehobene Wiedergeburt erleben. Hier hätte Nietzsches geistig revolutionäre Tapferkeit ihre Wurzel.

Was in den Vätern Bewusstsein war, das wird Unbewusstsein in den Söhnen; dieses Unbewusstsein aber zeitigt in ihnen den dumpfen Drang, dem der Einzelne Folge leistet und der seinem Lebensgange in der Folge ein typisches Gepräge verleiht.

So steht das Unbewusste über dem Bewussten. Instinkte sind Fähigkeiten, die vermittelst vielfältiger Ausübung und Bethätigung dereinst aus dem Bewusstsein in das Unbewusstsein eingegangen sind: ein Process, der nicht etwa bei dem Thiere allein spielt, sondern ebenso beim Menschen stattfindet. Aus Selbstbeobachtung ergiebt

[1]) Diese Daten sind dem verdienstvollen Werke von Ottokar Lorenz „Wissenschaftliche Genealogie“ entnommen.

sich, dass all unsern erlernten Fertigkeiten und Handgriffen die Fähigkeit innewohnt, durch Wiederholung aus dem Bereich des Bewusstseins in die Sphäre des Unbewussten einzugehn. Dann erst wickeln sie sich glatt und vollkommen ab. Das Gegentheil tritt ein, wofern wir genöthigt werden, obigen Vorgang rückläufig zu machen.

Wer einen schwierigen, unzählige Mal wiederholten Stich Jemanden anzeigen soll, der vergreift sich, schwankt, kurz ist ebenso unsicher, wie der auf schwindelnder Höhe geweckte Nachtwandler.[1])

Was ist eigentlich Erblichkeit? — Im Unterbewusstsein aufgespeicherte Erinnerung an die Prä-Existenzen des Keim-Plasma.

Und Erbschaft? — Von den Vätern erworbene Fertigkeiten, Möglichkeiten, die ungeahnt im Unterbewusstsein schlummern, bis ein Druck auf die elektrische Leitung: Zwang der Nothwendigkeit, Zufall, Gunst der Umstände, den elektrischen Funken weckt, und der aufgespeicherte Schatz an das Licht des Bewusstseins gehoben wird, um zu geistigem Schaffen ausgemünzt zu werden.

So hat Nietzsche sein grosses Erbtheil angetreten und die von den Altvordern überkommenen Goldbarren zu köstlichen Münzen ausgeprägt.

---

[1]) Es kann vorkommen, dass wir instinktiv Handlungen vollbringen, die zwecklos geworden sind. So entsinne ich mich zweier Pfeilerspiegel, an denen mich der Gang zum Mittagessen durch Jahre vorbei führte. Nie versäumte ich dort, — wenngleich mir ziemlich unbewusst — mich, flüchtigen Blickes, der Ordnung und Kleidsamkeit meines Anzuges zu vergewissern. Bei einer neuen Hauseinrichtung kamen die Spiegel an einen anderen Ort, doch ehe ich mich des überflüssigen Aufblickens entwöhnte, verstrich eine geraume Zeit. So stellt das Leben alt und stumpf gewordener Menschen wohl zum grössten Theile nichts denn eine Reihe von Reflexbewegungen dar, deren auslösender Reiz weit zurück in ihrer Vergangenheit liegt.

Fig. *XXI, XXII, XXIII.*

D) Die Schwester, Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Motto:

„Die geistige Kraft einer Frau wird am besten dadurch bewiesen, dass sie, aus Liebe zu einem Manne und zu dessen Geist, ihren eigenen zum Opfer bringt, und dass trotzdem ihr auf dem neuen, ihrer Natur ursprünglich fremden Gebiete, wohin die Sinnesart des Mannes sie drängt, sofort ein zweiter Geist nachwächst."

„Menschliches, Allzumenschliches", II. Band Anfang. „Vermischte Meinungen und Sprüche" Aphorismus 272.

Mit diesem Ausspruche hat der Bruder auf diese, ihm dem Blut und dem Verständniss nach am nächsten stehende, ihm so eng verbundene Frau gezielt. Denn dieser „Muss-Schriftstellerin", wie sie sich selbst genannt hat, war von Hause aus keine schöpferische, wohl aber eine bedeutende Assimilationskraft[1]) verliehen. Mit der ganzen Energie[2]) ihres Wesens hat sie das Treffliche sich angeeignet, an ihm und mit ihm über die ursprünglichen Grenzen ihrer Natur hinauswachsend. Ihr ganzer Ehrgeiz[3]) sucht nicht sich, sondern was des grossen Bruders ist: in diesem Sammeln, Aufspeichern, sich geistig Aneignen ist der Werdegang ihres Lebens und Charakters beschlossen.

Zu echt weiblichem Gemüth[4]) ward ihr männliche Entschlossenheit[5]), die sich mit grosser Zähigkeit[6]) und

---

[1]) Kräftige, meist silbenweis getrennte Schrift.

[2]) Strichbreite, Keulenendungen, Eckenbildung.

[3]) Häufig ansteigende Zeilenrichtung, die sich im Kleinen in der wachsenden Höhe der drei Hauptrichtungen des deutschen M wiederholt.

[4]) Mässig geneigte Schrift und vielfache Bindungen.

[5]) Keulenstriche, Eckenbildung.

[6]) Häkchen an den Endstrichen.

Beharrungskraft[1]) bethätigt. Alles was in ihr an Subjektivismus[2]), an Gläubigkeit[3]) sich vorfindet ist, weil auf dieses einzige Ziel gerichtet, ihm dienstbar gemacht und damit vergeistigt worden. Was früher im engen häuslichen Bereich als Sorgsamkeit und Umsicht im Kleinen wirkte, das ist mit den grösseren Zwecken gewachsen. Ihr ursprünglich impulsives[4]) begeisterungsfähiges Wesen hat die Zucht des Willens, der steten Selbstbeherrschung erfahren. Als der geistlichen Vorfahren Erbtheil ist ihr der Fleiss verliehen, und indem dieser Fleiss das Würdige, das Echte ergriff, ist er hellsichtig geworden.

Dessgleichen ist dem leistungsfähigen, duldsamen „Lama“ mit der Zeit auch der Huf gewachsen, d. h., — so recht wider die angeborene Anlage — durch ihre hohe Aufgabe angezüchtet worden.

Eine Biene sollte sie im Wappen führen, die Unermüdliche, die in nie aussetzender Arbeit, Satz um Satz, Band um Band, zum Lebenswerk des Bruders hinzugefügt hat.

Ein gut Stück Intuitivität[5]), d. h. natürlicher, frauenhafter Scharfblick, hat ihr diese Aufgabe erleichtert.

Dass die Schrift keine Spur von Herrschsucht[6]) verräth, liess sich wohl als psychologische Schlussfolgerung des Obigen voraussehen.

---

[1]) Ruhige, maassvolle Schrift. Ecken an der Basis der Kleinbuchstaben.

[2]) Linksläufige Endstriche.

[3]) Grösser endende Worte.

[4]) Siehe [3]) in Verbindung mit den dünnen, vorgeworfenen lateinischen t-strichen.

[5]) Trennungen des ersten Buchstabens von den ihm folgenden, zumal immer in der Unterschrift.

[6]) Es fehlen alle Zeichen des Hochmuthes, dessgleichen hochgesetzte t-striche.

All die Kraft ihres Wollens gipfelt in der Hingabe an die freiwillig auf sich genommene Last[1]), die sich ihr unter der Hand zu einer Ehrenkrone verwandelt hat.

Fig. *XXI, XXII, XXIII.*

E) Entwicklung von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche im Spiegel ihrer Schrift.

(Anhang für Graphologen.)

Aus der vergleichenden Betrachtung dreier Schriftproben, den Jahren 1872, 1890 und 1902 entnommen, erhellt mit zwingender Gewalt so das Wachsthum der Persönlichkeit, als die Beständigkeit ihres Wesenskernes. 1872 zeigt sie uns bei 20 Jahren, da sie abwechselnd bei der Mutter in Naumburg und dem Bruder in Basel weilt, all ihre Zeit, praktische Tüchtigkeit und Liebeskraft zwischen diesen beiden theilend.

Auf ein Leitmotiv der Individualität sei zunächst hingewiesen: das Ueberschäumende an Vitalität — „le superflu, chose très nécessaire" (nach Voltaire), um seiner Jugend froh zu werden — das sich für den Schriftdeuter vornehmlich aus den starken Schwellungen der Unterlängen ergiebt. Ohne eine eisenfeste, weil auf viel Eisen im rothen, reichlichen Blute begründete Gesundheit

---

[1]) Wo, wie in dieser Schrift, das Merkmal des Gehorsams sich mit Impulsivität und Thatkraft verbindet, sehe ich darin das Anzeichen eines starken Willens, der sich bewusst und freudig unterordnet. Hier die Bestandtheile dieser Resultante: Niedrig gesetzte t-striche = Gehorsam. Vorauseilende t-striche = Spontanes Wesen. Strichbreite = Fleiss, Ernst, Tiefe. Eckenbildung = Festigkeit, Widerstandskraft. Ergebniss = Zielbewusste, freiwillige Unterwürfigkeit. Man begegnet dieser Mischung häufig in den Schriftzügen barmherziger Schwestern, die eins geworden sind mit der Regel ihres Berufs.

treten diese Schwellungen nicht auf, zumal nicht in so scharfer Ausprägung, Ausgiebigkeit und Beständigkeit.

Solches deutet auf einen Ueberschuss an Wärme des Blutes, draus eine Lebens- und Thatenfreudigkeit erwächst, die nur danach dürstet, diese streng gebundene, aufgespeicherte Kraft auszugeben.

Man beachte nämlich, dass diese Schwellungen, Wahrzeichen des jugendlich wallenden Blutes, in einer selten selbstbeherrschten Schrift auftreten. Auf Selbstzucht deutet die Steilschrift zusammt den obern Arkaden, auf Festigkeit und sittliche Widerstandskraft die untere Eckenbindung. Manche Keulenzüge, so an den langen „s“ zeigen an, dass in diesem vielstimmigen Conzert der Willenskräfte, die Entschlossenheit auch, wo es Noth thut, zu Worte kommt.

Das ansteigende „M“, das Frau Förster-Nietzsche durch ihr ganzes Leben verbleibt (man vergleiche mit 1872 die Schriftproben von 1890 und 1902), ist insofern sehr bedeutsam, als es schon hier in den so kleinen, bescheidenen Zügen den Ehrgeiz verräth, der ganz auf das Schaffen des Bruders gerichtet, in ihrer Seele lebt und webt.

So hätten wir hier also, neben dem gedämpften Feuer der jugendlichen Triebe, Festigkeit, Entschlossenheit und Ehrgeiz zu verzeichnen — und als Ergebniss dieser Eigenheiten jenes heroische Element, das sich im spätern Lebenslaufe so häufig als Muth und Tapferkeit bewähren sollte.

Ein Vulkan, der unter grünendem Moose und duftigen Blumen schlummert, ein Heldengeist in einem Elfenleibe — dies die Sinnbilder, die dieser Schrift entsprechen. In dieser Mädchenknospe, die nichts um die in ihr keimende Blüthe weiss, ruhen starke Gegensätze friedlich

neben einander: zarteste Geistigkeit und starkes Temperament, die ihren graphischen Ausdruck in den grossen Unterschieden der Strichbreite finden; man beachte die Steigerung vom zarten Aufstrich zum festen Abstrich und von da zur starken Anschwellung der grössern Unterlängen.

Wo dies glimmende Feuer je und je die starre Decke des Selbstzwanges sprengte, da mag sich Mancher der sein harrenden Ueberraschung nicht versehn haben. Waren doch — der noch etwas kalligraphisch anmuthenden Schrift entsprechend — die äusserst verbindlichen, in die Schranken der feinsten Sitte — mit einem leisen Anfluge von Convention — gebannten Umgangsformen, nicht dazu angethan, solche gelegentliche Ausbrüche eines ausgesprochen sanguinischen Temperaments vermuthen zu lassen. Aus dieser Fülle ihrer Natur erwächst ihr die Heiterkeit und mit ihr das relative Glück, das sich aus einem konstant warmen Seelenklima ergiebt.[1])

Es hat die Fee der guten Laune ersichtlich bei ihr zu Gevatter gestanden und ihr die Wünschelruthe verliehen, die selbst am stachlichsten Dornstrauche den Blust und Duft der Rose hervorzaubert. Ehe noch der grosse Bruder seine Forderung nach Bejahung des Lebens und nach Nutzung des Schmerzes als eines Stimulans des Daseins aufstellte, hat sie dieselbe unbewusst als Grundprincip ihres Lebens praktisch bethätigt.

Dieser Zug ihres Wesens, zusammt der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, stempelt die allezeit Getreue, Tüchtige und Fleissige vor allen andren Frauen zu der für Nietzsche allein tauglichen Gefährtin und Gehülfin.

---

[1]) Qu'est-ce que le bonheur? — Etre né gai. Comtesse Diane.

Den hübsch geschwungenen Anstrichen, vor allem kenntlich im grossen deutschen M, begegnen wir 1872, 1890 und noch 1900 = Merkmale seelischer Expansion und körperlichen Wohlseins. Dass sie zur Stunde die frühere Weite noch nicht zurückgewonnen haben, dürfte Niemand Wunder nehmen.

In dem Briefe aus Paraguay 1890 ersehen wir das Wachsthum der Persönlichkeit und die Festigung des Selbstbewusstseins aus der grösser gewordenen Schrift, die Wesensgleichheit aus dem Beharren in Formen, Continuität der Bindungsverhältnisse, dessgleichen aller Haupt-Charakteristika der Handschrift.

Ihre Seelenstärke ganz zu ermessen, vergegenwärtige man sich all das Leid, das 1890 auf ihr lastet: Tod des Gatten und geistige Umnachtung des geliebtesten aller Brüder. Dazu die Vereinsamung einer alleinstehenden Frau in der Fremde, unter dem doppelten Drucke materieller Sorgen und persönlicher Fährnisse. Wie fest trotzdem die Federzüge, unter denen nur einzelne ataktische Entstellungen von dem Ansturme zeugen, dem ihr Nervensystem Stand halten gemusst.

Dieselbe ausdauernde Kraft und Festigkeit redet aus den Zeilen vom Januar 1902, denen trotz der von ihnen bekundeten Eile die sorgfältigste Ausführung und genauste Zeichensetzung gewahrt bleibt.

Wie zur Eichel die Eiche in ihrem natürlichen, durch keine Treibhaushitze geförderten Wachsthum, so verhält sich die Handschrift von 1872 zu der von 1890 und 1902. An den höhern, weitern Zielen ist die Thatkraft erstarkt und aus ihr erwachsen sonder Dünkel noch Herrschsucht, jenes vornehme Selbstgefühl, das sich streng bescheiden die eigne Ehre giebt.

Capitel X.

War der Schöpfer des Zarathustra mehr Denker oder Dichter?

A) Ein Vates im Sinne der Alten.

Aus vorstehender graphologischen Analyse geht hervor, dass sich in Nietzsches Individualität der Dichter mit dem Gelehrten zu herrlichem Bunde gepaart hatte. Das religiöse Element, das neben dem künstlerischen in ihm lebendig war, schuf aus ihm noch ein Drittes von sondrer Art. Als die höhere Einheit von Gelehrter, Künstler und Priester erwuchs in ihm unter steter Wechselwirkung von Forschung und Kritik, von Niederreissen und Aufbaun, von Verneinen und Ja-sagen der Dichter-Philosoph, der dem Menschengeschlechte neue Ziele setzt. Ihn drängte es Anderen von seinem Ueberflusse mitzutheilen. So ward er ein Seher fruchtbar an Ahnungen und Gesichten, ein Vates im Sinne der Alten. Als solcher lebt und wirkt er fort: ein führender Geist, ein Genius, der um Haupteslänge die Zeitgenossen überragt.

B) Definition des Genius.

Wie definiren wir diesen Genius? Die Formel für ihn muss noch gesucht und gefunden werden, da sie für jedes Genie, als einer neuen Offenbarung des Geistes, nothwendig eine andre sein muss.

Es kann auch, was einzelne Grössen vom Genius ausgesagt haben, zumeist als eine Umschreibung der eignen Persönlichkeit angesehn werden. Wen meint denn Zola anders als sein Ich, wenn er folgende Forderungen aufstellt: „Drei Hauptzüge trägt das Genie: Lebendige Gestaltung, Kraft und Fruchtbarkeit. Weder Seltenheit, noch Vollendung, noch äusserste Verfeinerung machen das Meisterwerk aus. Intensiv erschafft das Genie die Natur wieder.“ [1])

Das ist ganz er selbst, der grosse Realist.

Besser passt auf Zarathustra und auf seinen Schöpfer Zola's berühmtes Axiom:

„Ein jedes Kunstwerk bleibt doch nur
Durch ein Temperament geschaute Natur.“ [2])

So ist Zarathustra Blut von Nietzsches Blut und Fleisch von seinem Fleisch, in einem seine eigenste Schöpfung und ein Spiegelbild seines Ich.

C) Genie und Irrsinn.

Ist es nicht seltsam, wie weit die moderne Psychologie in einzelnen ihrer Vertreter von dieser Dichterweisheit abirrt? Man sollte fast meinen, dass diese die Entstehung eines Meisterwerks mit dem Wachsthum der Perle, als dem Erzeugniss eines krankhaften Zustandes, auf eine Linie stellen möchten. Je kranker die Auster, um so herrlicher schimmert der Glanz der Perle — ergo . . . .

[1]) Hier der französische Text: Les trois caractères du génie sont: La création d'êtres, la puissance, la fécondité. Ce n'est ni la rareté, ni la perfection, ni le côté exquis qui fait le chef-d'œuvre. Le génie reproduit la nature avec intensité.“

[2]) „Toute œuvre d'art est un coin de la nature, vu à travers un tempérament.“

Der Trugschluss liegt so nahe und das Inkommensurable im Genius, dem man nur durch Verehrung näher treten kann, wird vollends verkannt und verdunkelt.

Weil der Genius „anormal“ geheissen, zeigen die Psychiater nicht übel Lust, ihn für ihr Gebiet zu annektiren. Weil beide, Genie und Irrsinn „anormal“ getauft sind, gelten sie ihnen als Zwillingsbrüder. Die Namengeber vergessen nur, dass der terminus technicus anormal ein zweischneidig Schwert ist, dass er ebenso gut ein Oberhalb = „Genie“, als ein Unterhalb = „Irrsinn“ des Mittelmaasses bedeutet. Jene Männer der Wissenschaft, die gleich Nordau überall Entartung wittern, setzen diesen Unterschied ausser Acht. Zu einheitlicher Auffassung sind die Psychiater — ebenso uneins als apodiktisch in ihren Theorien — nicht gelangt.

Nach Moreau de Tours kommt es nur auf die geheimnissvolle Combination derselben neuropathischen Anlagen an, damit der Eine dem Blödsinn, der Andre dem Genie anheimfalle. Lombroso geht noch weiter, all sein Wissen, seine Erfahrung dran setzend, uns zu beweisen, dass das Genie nur eine verkleidete Form der Epilepsie sei. Die höchste Blüthe des Menschengeistes, das non plus ultra der Hirnthätigkeit eine Neurose!!! Weil so gar bequem für die bleierne Mittelmässigkeit, erfreut diese verkehrte Anschauung sich der weitesten Verbreitung. Ueberall wird den Krankheitskeimen im Genius nachgespürt.

Möbius schreibt „über das Pathologische bei Goethe“, und wir erfahren, was man füglich voraussehen konnte, dass dem grossen Dichter keine Hausknechtgesundheit zu eigen war. Je feiner differenzirt ein Organismus, um so verletzlicher pflegen dessen einzelne Theile zu sein. Mit seildicken Nerven wäre er nicht im Stande gewesen,

im Faust und in seiner Lyrik die feinsten, flüchtigsten Regungen der Menschenbrust in unsterbliche Rhytmen zu bannen.

Eine Zierde der französischen Psychiater-Schule, Réveîllé-Parise, sieht in den nervösen Störungen geistig Hochbegabter vor allem die Consequenzen einer übermässig gesteigerten cerebralen Thätigkeit. Denn ein mässiger Gebrauch stärkt jeden Organismus, indess Ueberanstrengung Schwächung desselben nach sich zieht. Der allzu straff gespannte Bogen der Geistigkeit erschlafft.

Die Verehrer Nietzsches werden sich gern und freudig dieser Ansicht anschliessen. Nietzsche hatte zu viel, zu lange, zu unausgesetzt auf dieser einen Saite gespielt. Sie musste springen. Denken war sein Schicksal: es sollte ihm verhängnissvoll werden. Nutzt doch das feinste Instrument sich am leichtesten ab. So wird uns der jähe Uebergang von einem Oberhalb der Menschheit, dem Genius, in sein Unterhalb, den Wahngeist, am leichtesten verständlich.

Wem indess stände es zu, eine Diätetik des Genius zu verfassen? Sie würde doch immer nur dem Mittelmaass auf den Leib geschrieben sein, jener grossen Schaar, von der Horaz singt: „Nos numerus sumus, fruges consumere nati." Zu Deutsch dem Sinne nach: „Heerdenthiere sind wir, auf der Weide zu fressen geboren." Wer von diesen dürfte sich anmaassen, einen — zu kurz gerathenen — Maassstab für das Genie, nach dem Muster der eignen Unmaassgeblichkeit, zurecht zu schnitzeln?!!

Es kann kein allgemein gültiges Maass von geistiger Arbeit, keine gleicherweise verbindliche Hygiene des Geistes aufgestellt werden. Wie soll man dem Beduinen, der „das Denken für das Schrecklichste" erklärt, und dem Culturmenschen, darunter dem Forscher, dem Dichter,

dem Thäter dasselbe régime verschreiben. Es ist bekannt, wie viel Beamte Bismarck verbrauchte, weil keine Leistungsfähigkeit der seinen gleichkam und doch von ihnen das Gleiche an Arbeit, nach Dauer und Vollwerthigkeit, erheischt wurde.

Das „Quod licet Jovi“ ist vor so langer Zeit ausgesprochen worden — der Wissenschaft von der künstlerischen Intuition vorweg genommen —, dass es nicht schaden kann, die After-Weisheit mancher Psychiater daran zu erinnern.

Was dem Einen Gift, ist dem Andren Lebenselement, in dem er fröhlich umherplätschert, wie der Fisch im heftig strömenden Wasser, darin der schwerfällige Dickhäuter seinen Untergang findet. Es sind eben dem Einen Kiemen, dem Andren Lungen gewachsen; ein Jeder sucht sich selbst sein Clima und seine Existenzbedingungen.

D) Nietzsches geistige Gesundheit.

Vor der Leuchte der Graphologie sinkt die Fabel von Nietzsches erblicher Belastung in ein Nichts zusammen. Die Hinfälligkeit dieses Geredes erweist ein Blick auf die Schrift des an Leib und Seele kräftigen und gesunden Jünglings von zwanzig Jahren. Fig. II. Von 1859 bis December 1888 (exclusive) bemerken wir an jeglicher Schriftprobe edelstes Maass und vollendete Selbstbeherrschung bei ausgesprochenem Intellektualismus und lebendiger, künstlerischer Phantasie. Das sind von früher Jugend an die wesentlichen Grundzüge seiner Persönlichkeit gewesen und geblieben. Dieser Dauer im Wechsel entspricht eine Schrift, die sich — ihren graphischen Leitmotiven nach — bis gen Ende des Jahres 1888 gleich bleibt.

Das Maassvolle der Schrift zeugt von geistigem Gleichgewicht und ist uns Bürge für die Abwesenheit jeder morbiden erblichen Affection.

Dass ihm Launenhaftigkeit fern lag, dafür verbürgt sich auch die Beständigkeit des Neigungswinkels, der wohl nach Jahren und Schriftstücken, sehr wenig aber in ein und demselben Dokument wechselt. Ein Beweis mehr für geistige Gesundheit, wenn selbst bei der durch körperliche Schmerzen hervorgerufenen Depression die Stimmungen den Leidenden nicht haben.

Ganz ebenso wie beim Kinematographen hundert Bilder der Ruhe den Fortlauf der Bewegung ergeben, so in der Schrift die Aufeinanderfolge der Neigungswinkel das Abbild des Seelenlebens je nach Beständigkeit oder Wechsel. Jede einzelne Lage ist eine durchaus thatsäschliche Phase, welche genau einem bestimmten, momentanen Zustande entspricht.

E) Graphologische Offenbarung des Genies.

Wo der Zwiespalt unter den Psychologen so sehr an der Tagesordnung ist, wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn deutsche und französische Graphologen sich einigermaassen in ihrer Auffassung des Genius unterscheiden.

Crépieux sucht den Genius im harmonisch allseitig entwickelten Geiste, dem als Spiegelbild die Eurythmie der Schrift entspräche. Andere Graphologen, Deutsche zumal (weil bei deutschen Kunstwerken Gehalt und Form nicht immer sich decken) neigen dazu, den Genius aus einer nicht gleichgewogenen, zu wenig ausgeglichenen Seelenfülle hervorgehn zu lassen. Um nicht der Einseitigkeit und damit dem Irrthum zu verfallen, wahre

ich mir den eklektischen Standpunkt und bleibe zugleich dem Thatbestande getreu. Goethens allumfassender Geist prägt sich in einer selten harmonischen Schrift aus, die zwei wesentlich verschiedene Perioden aufweist: der schriftlichen Wiederspiegelung von Sturm und Drang ist eine individualistische (Fig. XXIV), der Hand des reiferen (Fig. XXV) Mannes eine mehr stilisirte Form aufgeprägt.

Beethovens zerrissener melancholischer Genius spiegelt sich auf das getreuste in seinen unharmonischen, weil (Fig. XXVI) übermässig bewegten Schriftzügen. Dem konnte nicht anders sein. Ragt doch riesengross vor allen andren Fähigkeiten die musikalische Phantasie und Schaffenskraft hervor. Dieser formlosen Schrift entspricht die Ungeschlachtheit im Verkehr, die sich in Teplitz zu Goethes höfischer Form in Gegensatz stellte. Beethoven war ganz Launen- und Stimmungsmensch, kein Lebenskünstler, worauf die übergrosse Verschiedenheit der Neigungswinkel hinweist.

Die grossen Thatmenschen Napoleon und Bismarck sind ebensowohl in ihrer Schrift als in ihrem Lebenswerk Antipoden: Bei Napoleon Thatkraft, Herrschsucht und Verschlagenheit im Uebermaasse und als Widerschein des Charakters — mit dem Wachsthum der Tollkühnheit — eine immer unleserlichere, unharmonische Schrift (Fig. XXVII.) Dem ehernen Kanzler eignet vielleicht ein geringeres Maass von genialer Begabung, was mehr denn ausgeglichen wird durch äusserste Consequenz, Selbstbeherrschung und eine Besonnenheit, die sich beim Erreichbaren bescheidet. Zeuge dess die gleichmässige Schrift, von einer strengen Harmonie der Formen, die für den historischen Bismarck bezeichnend ist (Fig. XXVIII).

Im Allgemeinen entscheidet ein gewisses Maass von Schönheitssinn und Selbstbeherrschung über die einer Schrift innewohnende Harmonie.

So stellt die Handschrift unseres Nietzsche, der neben Formensinn und Selbstzucht noch die Merkmale für Geistesbildung bei klarem Denken und fruchtbarer, nie ausschweifender Phantasie aufweist, stets eine Harmonie dar (Fig. I), die von einer niederen mehr rezeptiven Stufe stetig zu immer höherer Rangordnung fortschreitet. Wie oben gesagt, krankhafte[1]) Züge kann man erst im December 1888 feststellen.

Harmonische Handschrift = harmonischer Geist, darin wird jeder Graphologe mit mir einig sein.[2]) Wo aber bleibt dann bei Nietzsche das pathologische Element in der Schrift, als Symptom der erblichen Belastung?

Es fehlt eben — und damit wäre das Geschwätz der Böswilligkeit gründlich widerlegt. Es ist dem grossen Manne schlechterdings in seinem schriftlichen Spiegelbilde nichts krankhaft Anormales nachzuweisen, wie denn ja auch seiner Lebensführung nichts Excentrisches anhaftet.

Es sei denn, dass man ein entwickeltes Gehirn überhaupt als ein parasitäres Gebilde ansähe, das sich seit der Epoche der Höhlenmenschen nur auf Unkosten des Gesammtkörpers entwickelt hat.[3]) Die erhabne Einseitig-

---

[1]) Wie oben erwähnt, nur aus misslungenen Schriftkurven ersichtlich, Ataxie der Schreibbewegungen, weil ab und an das Zusammenwirken der Muskel versagt, was auf aussetzende Leitung vom Gehirne aus schliessen lässt.

[2]) Natürlich giebt es Harmonien verschiedener Rangordnung. Die Schrift Nietzsches in ihrer Blüthezeit aber entspricht allen Anforderungen der höchsten Eurythmie.

[3]) Was man in Europa an Gebeinen aus der Stein- und Bronzezeit ausgegraben hat, scheint eine solche Ansicht nicht genügend zu rechtfertigen. Zugleich mit der Cultur, die gesicherte Existenzbedingungen schafft, scheint nicht allein der Umfang des Schädels, sondern auch die Ausbildung der Muskel zuzunehmen und die Schönheit in aufsteigender Linie begriffen zu

keit des ausgeprägten Intellektualismus, die Umsetzung der Sinnlichkeit in geistige Schaffenskraft hat Nietzsche ja mit Spinoza und mit Plato gemein. Auch denen folgten nicht ihre Söhne, sondern ihre Werke nach. —

---

sein. Wer sich die Panzer der weiland Raubritter im Odenwald auf Höhe und Breite ansieht, der begegnet keinem aussergewöhnlichen Wuchse und muss sich sagen, dass im gesegneten Neckarthale der Durchschnitt an Körpergrösse seit dem Mittelalter gestiegen ist.

Capitel XI.

Vom Uebermenschen.

A. Nicht systematische Züchtung.

Wo der Genius — in geschichtlich absehbarer Zeit — Kinder gezeugt, da pflegt sein Geschlecht, zu mindest im Mannesstamme, bald zu erlöschen. Goethes Enkel führten ein Schattendasein, ehe sie endgültig in das Reich der Schatten eingingen; von Schiller leben nur mehr die Nachkommen der Tochter.

Wo immer wir uns in der Geschichte umsehn, begegnen wir überall einer Tendenz der Natur, nachdem sie in einem Individuum ein Höchstes an Produktivität geleistet hat, in seinen Nachkommen wieder auf ein Mittel- oder Mindermaass zurückzugehn.

Ein Symbol hiefür bietet uns die Pflanzenwelt in der Blüthe der Aloë, die hundert Jahre auf sich warten lässt, dann aber, nach endlich erreichtem Höhepunkte, zugleich mit dem Welken der Farbenpracht, ein jähes Absterben des anscheinend so kräftigen Stammes nach sich zieht.

Nicht einmal die Ehe zwischen möglichst Ebenbürtigen scheint diesem ehernen Gesetz Einhalt zu thun. Man gedenke der Verbindung Wagners mit Frau Cosima, der Helmholtzens mit Anna v. Mohl. Soweit also stände es schlimm bestellt um die systematische Züchtung aus-

erlesenster Menschenexemplare! Es wäre ein göttlicher Irrthum des Meisters gewesen?

Doch nur, sofern wir seine Intentionen allzu wörtlich fassen und sie missdeuten. Nicht auf systematische Züchtung eines bestimmten Individuums zielt er hin, vielmehr auf planmässige Bereitung des Bodens, da Grösse gedeihn, dem sie aufs Neue aus tüchtigem Mittelwuchse entspriessen könne. Eine direkte Filiation des Genius scheint von der Natur ausgeschlossen.

Wo der Forscherblick des wissenschaftlichen Genealogen, Ottocar Lorenz, dem Werdegang vornehmer Geschlechter nachgeht, da stösst er immer wieder auf ein Niedersteigen von der einmal erklommenen Höhe. Schon die Geschichte der Griechen ist reich an Beispielen dieser Art. Die Söhne der glänzend Begabten, des Themistokles, des Perikles, verzetteln ihre Fähigkeiten in Zuchtlosigkeit und Zerfahrenheit; die Sprossen umsichtiger Gesetzgeber von besonnener Weisheit, wie Aristides und Cimon, wandeln behäbig einher auf der grossen Heerstrasse der Philisterei und Pedanterie. Es scheint dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Selbst die Ausnahmen an körperlicher Grösse, wie Riesen und Zwerge, weisen eben dasselbe Bestreben auf, zum Mittelmass zurückzukehren. Beide pflegen nur sporadisch aufzutreten. Bekanntlich schlugen alle Versuche Friedrich Wilhelms I., des Soldatenkönigs, fehl, aus den Heirathen seiner baumlangen Grenadiere mit entsprechenden Mädchen ein Riesengeschlecht zu erzielen. Solches lehrt den Genealogen die Vergangenheit.

Ob es indess nicht am beschränkten Umfange dieser Experimente mit Menschenmaterial gelegen hat? wo doch bei Thierzüchtern und Kunstgärtnern so staunenswerthe, so erfreuliche Ergebnisse vorliegen, Resultate,

die den Begriff der „Art“ aus einem festen in einen blos relativen, durchaus flüssigen, verwandelt haben. Mithin dürfte beim Menschen nicht etwa ein vereinzelter Versuch, sondern planmässige fortgesetzte Züchtung Beweiskraft erlangen. . . . Unendliche Möglichkeiten thun sich hier dem zukunftsfrohen Blicke auf.

Wir brauchen die Hoffnung zum Uebermenschen nicht fahren zu lassen, obschon die wissenschaftliche Genealogie mit ihrem Umblick in Vergangenheit und Gegenwart erhärtet, dass ein höchstes Menschenexemplar noch nie durch bewusste Züchtung erzielt gewesen. Freilich ist noch niemals ein kühner Vorstoss nach dieser Richtung hin gewagt worden. (Denn von einer Aufbesserung der Pony-Rasse durch Bismarck dürfen wir hier füglich absehn.) Die Entwicklung des Menschengeschlechtes bewegt sich in der Spirale; soweit unser Blick aber reicht, wechseln Wellenberge mit Wellenthälern.

Steckt nicht in jedem Menschenkinde trotz Gesittung und Cultur — es sei denn, dass er une fin de race, ein erschöpftes Geschlecht darstelle — ein Wilder und ein Barbar? Der Wilde ist jenes Wesen, das sich aus den Leidenschaften zusammensetzt: der ist und bleibt, im tiefsten Grunde, unabänderlich. Der Barbar in uns aber ist unser geistiges Theil, mit dem sich eher etwas anfangen lässt; hier setzt die Cultur ein, hier schreitet sie vorwärts, langsam, bedächtig, wie die Echternacher Spring-Prozession, doch unaufhaltsam.

Ein nicht bildungsfähiger Wilder, der ewig im Schach gehalten werden muss, und ein nur zur Hälfte civilisirter Barbar, das macht den Menschen der Gegenwart aus, der sich dumpf als Etwas erfindet, das überwunden werden muss.

Innerhalb einer Einzelexistenz jedoch sein Leben,

sein Selbst einem Kunstwerke gleich zu gestalten, sich zu einem erhöhten Dasein emporzuringen, um gleichsam in einer Obersphäre des Seins zu existiren, dies sind die Ziele, dem Individuum gesteckt — einer kleinen Auslese erreichbar. Sie sind des Schweisses der Edlen werth.

Da nun der Geist, der Flamme vergleichbar, nicht anders fortbesteht, als indem er sich ausbreitet und mittheilt, schlingt sich eine unsichtbare Kette um die höchsten Gipfel der Menschheit.

Darum eben rief Nietzsche so sehnsüchtig nach neuen Freunden, auf dass sein Gedanke Ewigkeit in ihnen gewinne.

Solcher Zuversicht lebte schon Rabelais, wie sein Fechner vorausgenommener Ausspruch beweist: „Toutes âmes intellectives sont exemptes des ciseaux d'Anthropos; toutes sont immortelles." Diese Aristokratie der Unsterblichkeit scheint von je ein Lieblingsgedanke der Ganzgrossen gewesen zu sein. Wir finden ihn bei Goethe wieder: „Um sich als grosse Entelechie in der Ewigkeit zu erweisen, muss man auch eine solche sein." Nietzsches tiefer, schwerer Gedanke von der ewigen Wiederkunft gewinnt in dieser Beleuchtung etwas minder Furchtbares, ja etwas Versöhnliches.

B) Nothwendigkeit in Lebensführung und Geisteswachsthum.

Manch wohlmeinender und redlicher Jugendfreund Nietzsches beschliesst die Erinnerungen an ihn mit einer Reihenfolge von „Wenn", welche Einem die Wechselreden zwischen Alexander und Parmenio wachruft. Es konnte, durfte Nietzsches Lebensgang kein anderer sein, als wie er sich gestaltet hat. Mit seinem Amor

fati hat er sich selbst zu dieser Erkenntniss durchgerungen.

Nicht minder bekräftigt dies die Graphologie. Denn die Entwicklung der Schrift Nietzsches, von völliger Buchstabenbindung bis zur Trennung nach Silben und nach Buchstaben, spiegelt seinen Werdegang zum Einspänner und Einsiedler wieder, als eine Naturnothwendigkeit im organisch bedingten Wachsthum, als lebendige Illustration zum Worte Goethes:

> „Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten,
> So musst Du sein, Dir kannst
> Du nicht entfliehn."

Besteht doch, ich komme wieder darauf zurück, eine Wechselbeziehung zwischen den Ereignissen eines jeden Lebens und dem Charakter, der an sich die synthetische und sociale Ausprägung dieses Lebens darstellt. Nehmen doch selbst alle Geschehnisse die Farbe des Gemüths an, das sie berühren. Jedem Menschen wird im Grunde das zu Theil, was er in Wahrheit sucht.

Diese tiefe Einsicht haben die Dichter in unmittelbarem Schauen der logisch schliessenden Wissenschaft vorweggenommen. „Halte fest, Du hast vom Leben doch am Ende nur Dich selber", giebt Storm seinem Sohne auf den Weg mit. „Ereignisse", lehrt Nietzsche, „sind leere Hülsen." Und eine drastische Parallelstelle bei Goethe lautet gar: „Das Leben ist eine Gans, man muss erst Etwas aus ihr machen."

Die Widerlegung jener Freundes-Einwände und die Rechtfertigung seiner Höheneinsamkeit hat sich Nietzsche übrigens nicht nehmen lassen:

„Auf die Welt verzichten gleich einer Nonne, ohne sie zu kennen, das giebt eine unfruchtbare, schwermüthige Einsamkeit. Diese hat nichts gemein mit der Einsamkeit

der Vita contemplativa des Denkers: wenn er sie wählt, will er keineswegs entsagen. Vielmehr wäre ihm Entsagung, Schwermuth, Untergang seines Selbst, in der Vita practica ausharren zu müssen; auf diese verzichtet er, weil er sich kennt, weil er sie kennt. So springt er in sein Wasser, so gewinnt er seine Heiterkeit."

Je mehr sich der Denker der widerwärtigen, aufdringlichen Eindrücke entwöhnt, um so verletzlicher wächst ihm die seelische Haut. Reizbarkeit flüchtet zur Einsamkeit, wird aber durch sie verschärft: ein unentrinnbarer circulus vitiosus.

Mit Nietzsches Aufrichtigkeit, mit der Abwesenheit jeglicher Pose[1]) hängt es zusammen, wenn zwischen seiner Lebensführung und seiner Erkenntniss keine unausfüllbare Kluft gähnt. „Handelt nach meinen Worten, doch nicht nach meinen Werken", mahnt der Theologe. Rousseau schrieb seinen Emil und sandte die Sprösslinge von Thérèse Levasseur ins Findelhaus. Und Schopenhauer gar, dessen in den „Parerga und Paralipomena" niedergelegte Lebensweisheit auf das Lebhafteste an einen epikuräischen Philosophen des „Ancien regime" gemahnt! „Die Welt als Wille und Vorstellung" setzt sich in den schroffsten Gegensatz zu diesem systematischen Meiden aller Unlustempfindungen. Seine Angst vor der Cholera, seine eilige Flucht vor dieser Gefahr aus Frankfurt ist sattsam bekannt. „So lief Beider Leben neben ihrer Erkenntniss her, wie der launische Bach, der zur Melodie nicht stimmen will", urtheilt Nietzsche.

---

[1]) Höchste Einfachheit der Schrift, die nur das Wesentliche des Buchstabens betont. Weder beim Knaben, noch beim Jüngling die mindeste Verschnörkelung.

C) Stellungnahme von Nietzsche und Goethe zum Genius und zur Selbsterkenntniss.

Sehen wir nun zu, wie seine Auffassung vom Genius lautet, so finden wir, dass auch er, in seiner Definition desselben, eine Umschreibung seines Ich gegeben. Sind doch seine Werke insgesammt, gleich denen Goethes, Zeugnisse von sich selbst, „Bruchstücke einer grossen Confession“. Dem Leser und Nach-Denker bleibt es überlassen, aus diesem Stückwerk ein Ganzes aufzuerbauen. Zwar verwahren sich Beide heftig gegen die Möglichkeit einer Selbstergründung, nicht minder auch das Wünschenswerthe der Selbsterkenntniss bemängelnd und in Frage stellend.

> „Erkenne Dich, was soll das heissen?
> Es heisst: Sei nur und sei auch nicht!
> Es ist eben ein Spruch der sieben Weisen,
> Der sich in Kürze widerspricht.“ Goethe.

Ihn überbietet Nietzsche noch mit seinem Paradoxon: „Jeder ist sich selbst der Fernste,“ das sehr cum grano salis verstanden werden will. Beiden führenden Geistern lag es zumeist daran, die Unmittelbarkeit der künstlerischen That vor zersetzender Reflexion gewahrt zu wissen. Inmitten des Handelns und Schaffens gestellt, kann das Subjekt nicht die richtige Perspektive zu sich haben — um so weniger, je stärkere, ungebrochenere Instinkte ihm innewohnen —; diese Perspektive gewinnt es erst später wieder, wo es dem eigenen Werke, losgelöst von demselben, mehr objektiv betrachtend gegenübersteht. Dieser nur post factum gewonnenen Einsicht — gewonnen von Einem, der Subjekt und Objekt in einer Person ist — dürfen wir, wofern ihm Redlichkeit und

Scharfblick zu eigen, unbedingt Glauben schenken. So hier auf Grund der graphologisch erwiesenen Kühnheit, Lauterkeit und Weisheit dessen, dem Adler und Schlange Hausgenossen sind.

Nietzsche-Zarathustra heisst Genius „das sehn, was noch kein Andrer sah, und ihm Namen geben.“ [1]) Gesteigerte Eigenart also, die produktiv wird. Wie berührt er sich hier abermals mit Goethe, den er jederzeit als einen Ebenbürtigen, einen Ueber-Deutschen und guten Europäer feiert. Auch Goethe stellt die Forderung des „Aus eignen Augen Sehens“ auf:

> Der eignen Nase nachzugehen,
> Möcht Jedermann erlaben;
> Nur darin wird die Kunst bestehn,
> Eine eigne Nase zu haben.“

Wie so ganz das „Vade mecum, vade tecum“ des Denkerphilosophen!

Er empfindet sich als Ausnahme, nicht als Regel und nimmt davon Anlass, schwächliche Seelen vor der gefährlichen Nachfolge zu warnen. So ruft er Jemandem, der sich seiner Freiheit rühmt, die abmahnenden Worte zu: „Bist Du ein Solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es giebt Manchen, der sein Bestes fortwarf, da er seine Dienstbarkeit wegwarf.“

Ihn, der also redet, brandmarkt nur die Unwissenheit um sein Leben und Lehren als Verführer der Jugend!!! Schon als Student hatte er erkannt, dass „jeder Glaube segnet, was auch dessen Inhalt ausmache“.

Nicht minder ist dieser hellsichtigste, rechtschaffenste aller Ritter vom kämpfenden Geiste sich dess bewusst,

---

[1]) Mithin wäre Adam, der erste mythische Mensch, als erster Namengeber auch der erste Künstler gewesen.

dass sein Heldenmuth der Reaktion gegen das Leiden, gegen die Schwäche entstammt. „Man muss es nöthig haben, stark zu sein, sonst wird man es nie“, so bekennt er freimüthig.

Er hat erkannt, woher die Quelle seiner Selbstgenügsamkeit sprudelt, aus dem Reichthum des Geistes, in dem „Eins zu Zwei ward“.[1]) Wem es also vergönnt, Zwiesprache zu halten mit sich selber, der hat das Recht und die Wahrheit auf seiner Seite, wenn er erklärt: „Der Denker bedarf der Geselligkeit nicht, es sei denn von Zeit zu Zeit, um hinterher seine Einsamkeit desto feuriger zu umarmen.“ Wie fein deckt er in dem als Altruismus verkleideten Geselligkeitsbedürfniss die geistige Armuth auf: „Ihr flüchtet zum Nächsten vor Euch selber und möchtet Euch daraus eine Tugend machen.“

So richtet er auch die Poeten des sogenannten Weltschmerzes: „Wie sollten es Byron und Alfred de Musset in sich aushalten? Sie dürsten nach dem Aufgehn in einem Ausser-sich.“

Er, der Atheist wird „aus Religion“, bezeichnet „den Philosophen als eine Gattung, in der sich religiöse und künstlerische Kräfte zusammen finden“. Es fiele schwer, eine erschöpfendere Charakterisirung Nietzsche-Zarathustras aufzustellen.

---

[1]) Trennung der Buchstaben = Intuition, schöpferischer Gedanke, unmittelbares Schauen; geistige Arbeit unterhalb der Bewusstseinsschwelle.

Capitel XII.

Noch einiges Psychologische.

A) Die Handschrift ein Erweis der Selbstaussagen.

Wofern wir zur Erläuterung und Bestätigung jener Selbstzeugnisse die Bürgschaft der Handschrift hinzuziehn, finden wir, dass Beider Aussagen sich vollkommen mit einander decken. Ja selbst die Entwicklung seiner Schreibweise zu dem ihm eigenthümlichen Aphorismusstil hält Schritt mit der Evolution seiner Schrift.[1])

Jeder Aphorismus, stilistisch in sich vollendet, rund und voll wie eine scharf ausgeprägte Medaille, trägt doch als ein weiteres Element etwas Unfertiges an sich. Er ist der künstlerischen, in einem Momente der Inspiration gebornen Skizze zu vergleichen. Beide, so Aphorismus als Skizze, wirken anregend vermöge dess, was in ihnen unausgesprochen ist: somit fördern sie in jedem Falle die Produktivität; es sei nun, dass sie Zustimmung oder Widerspruch auslösen. Ausgestreute Samenkörner sind es, deren Keimfähigkeit vom Boden abhängt. So legt diese Form, als ein mächtig wirksames Ferment dem Leser der Arbeit auf weiter zu denken und sich das Bindeglied von einem Aphorismus zum andern selbst zu

---

[1]) Fortschreiten von der, Rezeptivität bekundenden, weil unvereinfachten und gebundenen Schrift, bis zur, Selbstthätigkeit ausdrückenden, d. h. vereinfachten, umgebildeten, getrennten Schrift.

konstruiren. Dergestalt erschafft sich Jeder seinen eignen Nietzsche. In dieser Nothwendigkeit und in der Unfähigkeit ihr Genüge zu thun wurzelt ja auch der Ursprung jedoch ungewollten Missverständnisse. Der Böswilligkeit aber schafft diese Form den fruchtbarsten Boden zu absichtlichen, heimtückischen Verdächtigungen und Entstellungen. Die Räthselhaftigkeit und Vieldeutigkeit aber erklärt die Menge der berufenen und unberufenen Ausleger.

Zum nicht geringsten Theil hat die Form des Aphorismus, zufolge dessen Nietzsches Minderer ihm Systemlosigkeit vorwerfen, ihren Ursprung in seiner geistigen Rechtschaffenheit. Erklärt er doch klipp und klar: „Der Wille zum System ist der Wille zur Lüge."

Seiner Vorliebe für die vornehme Form — nach Erscheinung, Gang, Sprache und Handschrift durch ihn verkörpert — hat Nietzsche wiederholt beredten Ausdruck geliehen. Dessgleichen bestätigt die Gestaltung der Handschrift, dass dem beschaulichen Sinne des Dichter-Philosophen von je „die unanständige, schwitzende Eilfertigkeit" vollends ein Gräuel gewesen. Unbeschadet der Unmittelbarkeit, kündet die Schrift nach Form und sorgfältiger Ausführung „jenes durchaus vornehme, allein künstlerische Tempo, das Lento" an. Abermals berührt er sich hier mit dem hoheitsvollen Olympier in Weimar, dessen Wahlspruch:

„Wie das Gestirn, ohne Hast,
Aber ohne Rast
Drehe sich Jeder
Um die eigene Last"

er sich schon als Student zu eigen gemacht hatte, bei Aufstellung seiner Lebensordnung: „Müssige Arbeit und arbeitsvolle Musse!"

Seine Lebenspraxis in ihrer ganzen Schlichtheit ergab überhaupt einen beständigen Widerspruch gegen die Vielzuvielen, nicht sowohl durch Worte als durch Handlungen: daraus denn auch seiner Existenz ein ganz bestimmter Stil erwuchs. Wie Nietzsches Leben Stil hat, trotz der mannigfachen Störungen, die ihn beständig anfechten — oder vielmehr mit aus diesem Grunde — „Der Vater aller guten Dinge ist der Krieg“ — „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker“ — so besitzt auch seine Handschrift ihren ganz persönlichen Stil. Den kleinen Unregelmässigkeiten zum Trotze bleibt sie vollkommen harmonisch, wahrt sich folglich die Einheitlichkeit der Physiognomie und damit den Erweis für geistige Gesundheit und Rechtschaffenheit.

Denn die Zwiespältigkeit einer Persönlichkeit tritt in die graphische Erscheinung vermittelst einer bedenklichen Wandlungsfähigkeit der Schrift, innerhalb eines kurz bemessenen Zeitraumes.

Bei den aller Selbstzucht baren Naturen, die im Eifer des Zornes oder unter dem Drucke erblicher Belastung zur Feder greifen, sieht oft die letzte Seite eines Briefes oder sonstigen Schriftstückes der ersten nicht mehr ähnlich. Ausnahmsweise wirkt auch die Macht der Leidenschaft seltsame Wandlungen: eine Persönlichkeit wird gleichsam aus ihren Angeln gehoben. Solcher Metamorphosen eine, aufgefangen und bewahrt im Spiegelbilde der Handschrift, hat uns Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ berichtet. Ottilie beginnt die Abschrift von Eduards Manuskript in ihrer eignen zarten zaghaften Mädchenschrift und erbringt ein unwillkürliches Geständniss ihrer Neigung zu Eduard auf den letzten Seiten, mit der auffallenden Anähnlichung an die Handschrift

des Geliebten. An sich und Minchen Herzlieb[1]) hatte Goethe dies Naturphänomen erlebt: Amor als Bildner, und diesmal gar als Handschrift-Umbildner.

Wer indess, ohne Kalligraph oder Handschriftskünstler zu sein, in seiner Schrift nach Belieben, je nach Umständen oder Personen, gleichzeitig ein gar zu verschiedenes Gesicht aufsetzt, dessen Wappen ist eben eine Wetterfahne. Trau, schau, wem! Ihm fehlts am Rückgrat, oder aber es geht ihm bald kalt, bald lau aus dem Munde.

Berücksichtigen wir bei der Schrift Nietzsches, welche den Stempel der Selbstherrschaft an der Stirne trägt, die grosse Anzahl der kleinen, doch um so schwerer wiegenden Merkmale der Erregbarkeit, so dürfen wir dem sich Aufrechtstellen der Buchstaben keineswegs die landläufige Bedeutung von „Kälte des Gefühls“ beimessen. Hier besagt die steile Stellung „Individualismus“ — die Gemüthsverfassung desjenigen, der sich von der Aussenwelt nicht will absorbiren lassen; er erwehrt sich derselben, um ihren Einflüssen nicht zu erliegen. Doch solch ein Tapferer wappnet sich nicht minder gegen die Antriebe der innern Leidenschaft, als gegen die Eingriffe der Umwelt. „Ich regiere, um nicht regiert zu werden“: dies abermals eine Melodie, welche die Schrift mit der Lebensführung gemein hat. — Ferner haben wir gesehn, dass mit dem Fortschritt der Jahre und dem Wachsthum der Erkenntniss der Revolutionär in Nietzsche den erprobten, heilig gesprochenen Irrthümern der Mensch-

---

[1]) Vor Jahren hat Langenbruch in Schorers Familienblatt einen auf Goethe bezüglichen Brief von Minchen Herzlieb im Facsimile veröffentlicht. Aus dieser Probe ergiebt sich eine gewisse Anähnlichung an die Schrift des Dichters, zumal, was einzelne Schriftformen und den Neigungswinkel betrifft, bei Ausschluss sämmtlicher Schrifteigenthümlichkeiten, die kraftvolle Männlichkeit bekunden.

heit je länger, um so schroffer zu Leibe geht. Der zu gleicher Zeit auftretende, bald die Curven überwuchernde, spitze Winkel legt beredt Zeugniss ab von dieser Steigerung der Tapferkeit, Angriffslust und Aufrichtigkeit.

Ein Tartuffe mit dieser Schrift Nietzsches wäre undenkbar, widersinnig, ein Unbegriff.

Denn um keinen Widerspruch zu wecken, sowohl als um sich nicht selbst zu widersprechen, sieht der Heuchler sich in seiner Taktik drauf angewiesen, jede schroffe plötzliche Bewegung zu meiden.[1]) Seiner Geschmeidigkeit, Süsslichkeit und Salbung geht jede lebhafte Gebärde wider den Strich.

So tritt Bogenbindung beim Heuchler auf und, vornehmlich an der Basis der Buchstaben, an die Stelle der Ecken, als ein Merkmal der Verlangsamung, die an sich ein Anzeichen von Vorsicht und Sanftmuth bildet.[2])

Nur weil diese Aufrichtigkeit in höchster Potenz, die das Wesen des redlichen Wahrheitssuchers ausmacht, ihm so viel der Qualen schuf, weil ihm auch die geistige Schamhaftigkeit in seltenem Maasse eignete, darum rief Nietzsches letzter Wunsch „nach einer neuen Maske".

Als er, noch ganz im Dunstkreise Wagners befangen, geneigt war, die Welt lediglich als ein ästhetisches Problem aufzufassen, da, innerhalb einer Periode höchst-

---

[1]) Nichts Schrofferes, Plötzlicheres, als der Richtungswechsel im spitzen Winkel.

[2]) Einem ähnlichen Vorgang im Gemüthe dankt die deutsche Bogenschrift ihre Entstehung. In ihr wird bekanntlich die obere, statt der untern Ecke (wie dies in der Guirlandenschrift geschieht) durch einen Bogen ersetzt, wenn die ursprüngliche germanische Schroffheit — in der zwiefachen Eckenbindung der Frakturschrift graphisch ausgeprägt — von erworbener, gewollter, verbindlicher Haltung abgelöst, mithin eine Maske vor die Natur gehalten wird, bis sich auf die Dauer, kraft der Gewöhnung, jene Maske zur zweiten Natur auswächst.

gesteigerter Anpassungsfähigkeit, sahen wir die sanfte Curve, die anmuthigen Rundungen in seiner Schrift vorherrschen. Mit dem Sich-Ausbreiten des spitzen Winkels hat der kritische Wahrheitssucher den Illusionen, einer nach der andern, in grausamer Lust, Valet gegeben.

Immer und überall begegnet uns bei ihm eine dreifache Congruenz in der Uebereinstimmung von Schrift, Leben und Selbstaussage.

Sein Erkenntnisstrieb war festbegründet in seiner Liebe zur Unabhängigkeit, von der die Schrift ebenso laut Zeugniss ablegt[1]), als viele Aussprüche sie verbürgen. Mit am lautesten redet wohl das kühne Wort: „Ueberzeugungen sind Gefängnisse.“ Es wirkte zunächst als ein ungeheuerliches Paradoxon. Und dennoch! Ist nicht eine jede Ueberzeugung, die sich ohne selbstständige Prüfung an Autoritäten lehnt, ein Kerker, in den man hineingeboren wird, in dem man Moderduft athmet? Trotz seines scheinbaren Nihilismus birgt jener Ausspruch einen ganz positiven Kern. Bietet er uns doch nur die Kehrseite des Goetheschen Grundsatzes in der Forschung:

„Stets geründet, nie geschlossen.“

Wer, nach Wahrheit ausschiffend, furchtlos zu den entlegensten Küsten der Erkenntniss hinsteuert, der muss im Stande sein, auch vor der blühendsten Insel voll Duft und Vogelsang die Anker zu lichten.

Gleich Goethe liess Nietzsche, unbekümmert um die erst stumpfe, dann staunende Mitwelt, in goldener Rücksichtslosigkeit eine abgestreifte Schlangenhaut nach der andren am Wege liegen.

---

[1]) Getrennte Buchstaben in steiler Schrift, bei allen Merkmalen höchster Cultur = Intuitive Vorherrschaft des feinfühligen Intellekts, Unabhängigkeit, welche Ichlebigkeit, mithin Selbstgenügsamkeit und als weitere Folgerung Hang zur Einsamkeit und Beschaulichkeit nach sich zieht. Aus diesen Faktoren baut sich eine bedeutende Eigenart auf.

B) Objektivität und Wortwitz.

Kann es uns Wunder nehmen, wenn eine dermaassen autonome Persönlichkeit herzlich wenig von farbloser Objektivität hält? Er hat diese Abschätzung mit allen freien, starken Geistern gemein. Pflegen doch die am meisten Aufhebens von der Objektivität zu machen, die kein Subjekt in ihrem flachen Ich unterbringen können. Eine wahrhaft hohe, vornehme Natur, die ihr Maass in sich trägt, lebt und stirbt von ihren eigenen Gnaden und ist immer souverän. Stolz und unumwunden bekennt Nietzsche: „Die Unpersönlichkeit hat keinen Werth im Himmel und auf Erden."

Wieder ist der grosse Individualist hier eins mit Goethe:

„Was habt Ihr denn,
Das euch erfreut,
Als Eure liebe Persönlichkeit,
Sie sei nun, wie sie sei." —

Ein Künstler am Worte von so viel Geist, so ganz Geist vielmehr — und dabei hat der Wortwitz, was man gemeiniglich „esprit" nennt, gar keinen, oder doch einen verschwindend kleinen Antheil an seinem Lebenswerk?

Auf solch müssige, doch immerhin aufgestellte, Frage giebt uns die Schriftdeutung Antwort. Dieser nur scheinbare Mangel ist auf das Engste mit den Vorzügen seiner Seelenart, mit der feinen Geistigkeit, der Hoheit seines Wesens, mit der Tiefgründigkeit des Ueberdeutschen verknüpft.[1] Der im Uebermaass erzeugte esprit, wie er Frankreichs Publizistik überwuchert, einer Schlingpflanze gleich, die schmarotzerhaft den Baum zu ersticken droht,

---

[1]) Aufrechte, maassvolle, sorgfältig ausgeführte Schrift, genaue, pünktliche Zeichensetzung und mässig starker Federdruck.

ist eine Frucht des Niedergangs, ein Anzeichen intellektueller Seichtheit und Leichtfertigkeit. Die zwei Begriffe Esprit und Geist decken sich mit nichten. Zum esprit gehört eine gewisse spielerische Oberflächlichkeit, die sich wohl hütet auf den Kern der Dinge einzugehn, ein Plätschern in stehenden Wassern, ein Jongliren mit Gegensätzen. Ist doch der Witz ein verkappter Priester, der jedes noch so ungleiche Paar traut. Wie thurmhoch erhebt sich über dem Träger der bunten Schellenkappe die abgründige Maulwurfsarbeit des Nietzscheschen Geistes!

Fig. *XXVII, XXVIII.*

C) Verhältniss Nietzsches zu Napoleon.

Jeder Deutsche, der in seiner Brust jenen Hannibals-Hass gegen Napoleon empfindet, der anknüpft an den Groll gegen Ludwig XIV., den Sonnenkönig, den Verwüster der blühenden Pfalz, der da Denkmünzen prägen liess mit der Umschrift „Heidelberga deleta", muss sich innerlich auseinandersetzen mit Nietzsches Bewunderung für den furchtbaren Corsen. Sei mir erlaubt daran zu erinnern, dass des Zwingherrschers gewaltige Gestalt, „die Synthese von Unmensch und Uebermensch", ihres Eindrucks auf Goethe und Heine nicht verfehlte. Man hat es Goethen genugsam verdacht, und Heinen ist, zufolge der dichterischen Verherrlichung des Thronumstürzers und Königmachers, noch kein Denkmal in deutschen Landen geworden. So verargt man es Nietzsche, dass er, sich ganz als Europäer empfindend, des Grolles gegen den Erbfeind vollkommen vergessen konnte.

Man suche den e i n e n Grund hiezu im Künstler Nietzsche, der als ein solcher von Rechtswegen die um-

schaffende, Mythen bildende Gestaltungskraft ausübte. Dazu die wirkliche dämonische Grösse des Eroberers, mit all der Immoralität, die zur Grösse gehört, welche so Goethe als Heine und Nietzsche gefangen nahm. Sodann aber musste zwischen dem verwegenen Denker, der jedem noch so abgrundtiefen Problem nachging, und dem waghalsigen letzten Condottiere, der Europa zum Schemel seiner Füsse umschuf, ein gewisser Zusammenhang der Sympathie bestehn, — verstärkt und vertieft noch durch den Gegensatz ihrer Naturen. Ein Bekenntniss des Menschen Nietzsche: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehn", lässt uns vollends begreifen, wieso der Feind aller Ideologen, vermöge seiner rohen Grösse, Nietzsche, den im reinen Aether des Gedankens Badenden, fasciniren musste.

Hiebei wirkte einfach die Polarität der Gegensätze mit. Als die Ergänzung seiner eignen, so ganz auf Contemplation gestellten Existenz, empfand er den gewaltigen Mann der That. So lieh er ihm von seinem Eigenen und theilte ihm freigebig die Eigenschaften zu, die dem kühnen Abenteurer naturgemäss abgehn mussten. War doch Napoleon alles innern Lebens bar, so ganz der Held an sich, dess Handlungen insgesammt gross und gewöhnlich, mithin stets gemeinverständlich sind. Einzig daher schreibt sich seine unerhörte Popularität. Er war die Verkörperung der gallisch-romanischen Masseninstinkte. Diese vulgäre Grösse, die das Wesen des volksthümlichen Helden ausmacht, schaute Nietzsche durch das verklärende Medium der eignen Geistigkeit.[1])

---

[1]) Nichts destoweniger macht Nietzsche in Aphorismus 282 der „Fröhlichen Wissenschaft" eine feinsinnige, hellsichtige Bemerkung über Bonaparte, die der Graphologe als eine Bekräftigung der schon von Lavater aufgestellten — tagtäglich aufs Neue erwiesenen — Behauptung ansehn

Ein Perikles, Alexander der Grosse, Julius Caesar, Cesare Borgia, Friedrich der Grosse überragen Bonaparte weit an innerer Grösse. Er blieb Zeit seines Lebens der glückliche Soldat, dem Fortunas Huld Alles verleihen, die Seele aber nicht weiten konnte. Ueber die Instinkte eines Troupier kam er nie und nimmer hinaus. — Sein Biograph, Las Casas, schildert ihn, wie er bei seinem ersten Erwachen auf St. Helena, eine Romanze pfeifend, sich von seinem Lager erhebt. „La révolution bottée“ — die Revolution in Stiefeln und Sporen, so definirt der grosse Skeptiker, Anatole France, den Söldnerführer, der dem Halbpöbel entstammte, und ihm auch auf der Höhe seiner schwindelnden Laufbahnen zugehörig blieb.

In Nietzsche und Napoleon, als den einseitigen Vertretern der Vita contemplativa und der Vita practica, sind die beiden Endpole des menschlichen Genius Fleisch

---

kann, „der Gang weise Analogien mit der Schrift, dem Gebärdenspiel und dem Intellekte auf“. Der Gang, Aph. 282. „Es giebt Manieren des Geistes, an denen auch grosse Geister verrathen, dass sie vom Pöbel oder Halbpöbel herkommen. — Der Gang und Schritt ihrer Gedanken ist es namentlich, der den Verräther macht; sie können nicht gehen. So konnte auch Napoleon zu seinem tiefen Verdrusse nicht fürstenmässig und „legitim“ gehen, bei Gelegenheiten, wo man es eigentlich verstehn muss, wie bei grossen Krönungsprozessionen und Aehnlichem: auch da war er immer nur der Anführer einer Colonne — stolz und hastig zugleich und sich dessen sehr bewusst. Hinlänglich bekannt und geschichtlich erhärtet ist die Thatsache, dass der Schauspieler Talma Napoleon vor seiner Krönung Unterricht ertheilen musste, damit er die ihm so neue Rolle des Cäsaren mit Anstand und Würde spiele.“ „Stolz und hastig zugleich“ — aus den unharmonischen, brutal hingeschmierten Schriftzügen Napoleons (Fig. 27) muss jeder findige Graphololog diese doppelte Schlussfolgeruug ziehn auf geistiges und leibliches Einherschreiten. Hinterlässt doch ebenso das Widerspiel des thatkräftigen Usurpators, der Leisetritt, der da katzbuckelt und auf Fingerchen geht, die Spur seines behutsamen Auftretens in seiner Schrift. Es überwiegen die Rundungen, die obern und untern Ecken werden ersetzt durch Bogenbindung innerhalb der geschlängelten Zeilenrichtung.

geworden. Um wie der Corse rücksichtslos zu handeln, gleich ihm unentwegt ein greifbares Ziel zu verfolgen, dazu bedarfs der geistigen Scheuklappen, die dem weitern Ausblick in ideelle Fernen wehren. Es verweist die Ausschliesslichkeit des energischen Handelns die Fähigkeit, sich dem Gefühle hinzugeben, und die, abstrakte Gedankenfäden zu spinnen, zur Unthätigkeit; und eben diese Nichtausübung setzt sie zuguterletzt auf den Aussterbeetat.

Nietzsche, der Revolutionär auf dem Gebiete des sittlichen Bewusstseins, berührt sich einzig in der Kühnheit und Verwegenheit, bethätigt im Setzen neuer Werthe, mit dem grossen Eroberer, der, rasch entschlossen, das Erbe der grossen socialen Revolution angetreten hatte.

Setzen wir einmal den Fall, Napoleon hätte das spekulative Genie eines Spinoza besessen!! Gleichmüthig würde er alsdann dies Erbe von sich gestossen haben, nicht etwa, um, wie Cincinnatus, zum Pfluge und zur heimathlichen Scholle zurückzukehren, sondern um in einer Dachkammer Bände über Werth und Unwerth irdischen Besitzes zu schreiben.

Ein Blick auf Beider Handschrift enthüllt dem Graphologen die Tiefe der Kluft, die sich aufthut zwischen dem Einsiedler von Sils-Maria, der nur die Höhenluft für sich in Anspruch nahm, und dem gierigen Conquistadoren, dessen Unersättlichkeit (Fig. XXVII) von Russland nach Asien ausblickte.

Hier gewährleistet uns die Handschriftdeutung einen Blick in zwei vollkommen ungleiche Welten. Hie Culturerbe, Lauterkeit, Schönheitssinn, dort Unkultur, Verschlagenheit, rohe Kraft. Die eine klar, lesbar, genau, maassvoll, ästhetisch, die andre unklar, eilig, geschmiert bis zur Unkenntlichkeit von Hieroglyphen und Rebus.

Des Philosophen bedächtigte Schriftzüge = eine vornehme Eurythmie; des soldatischen Parvenu hingehauene Säbelstriche und Keulenendungen (Fig. XXVII) = durchaus vulgär und unharmonisch.[1]) Nietzsche, der intuitive Denker und Seher, weist die entsprechende Buchstabentrennung auf, indess Napoleon, der Logiker und Thäter, eine ungewöhnlich verbundene Schrift schreibt, der alle Merkmale der Thatkraft und des Positivismus eignen.[2])

Der allein häufig vereinzelt stehende erste Buchstabe aber thut in ihr praktischen Scharfblick kund.

Nie hätte in der Wirklichkeit die mindeste Gemeinschaft zwischen den beiden, ungleichen Grössen bestehn können. Napoleon, der einen neuen Autoritätsglauben aufrichtete, hätte den Zergliederer der Ethik in Acht und Bann gethan. Seine Brutalität, zusammt der Missachtung vor Kunst und Wissenschaft, hätte in Nietzsche Ekel erwecken müssen vor dem Ungeheuer, „das nicht Musik hatte in ihm selber“.

Konnte doch unser Philosoph auch kein Verhältniss zu Bismarck gewinnen, dem eisernen Kanzler, ingens, adamas, der sein Vaterland endgültig zur Einheit zusammenschweisste, es aber zugleich auf geraume Zeit dem straffen Militarismus verschrieb. Wir verstehen, wie wenig dies in Formalismus befangene, von Waffen starrende Vaterland Nietzsche-Zarathustra anmuthen, vielmehr in die Fremde treiben musste. Unmusisch in ihrem

---

[1]) Unschöne, verschmierte, hastige, unleserliche, übermässig bewegte Schrift.

[2]) Gewaltiger Federdruck, Keulenendungen, Haken und Säbelstriche. Dass die Ecken häufig mit Bogen wechseln, deutet auf Verstellung, auf Verschlagenheit, Schauspielerei auch, die verschiedene Saiten aufzieht, je nachdem. Auf den Comediante! setzt der Tragediante! jederzeit behende ein. Mit diesen zwei Ausrufen behielt Pius VII. seinerzeit ihm gegenüber das letzte Wort. Ein Italiener macht dem andren nichts vor.

Positivismus waren so Bismarck als Napoleon: dies der Punkt, in dem die zwei grossen Politiker sich berühren.

Zwischen so ganz disparaten Geistern, wie Nietzsche und die beiden grossen Thäter, deren Bahnen sich nirgendwo schneiden, ist weder eine thatsächliche, noch eine Sternenfreundschaft möglich. Sie brauchen Distanz zu einander; ein Gesetz regiert sie: Bleibt fern von einander. Nur die Ferne der Zeit und des Raumes macht sie für Künstler und Denker erträglich.

D) Vergleich mit Faust.

Nietzsche, wie man vielfach thut, ob seines Intellektualismus mit Faust vergleichen, dünkt mich wenig zutreffend. Sah er sich etwa jemals vor die Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden gestellt? Ist ihn die Lust angewandelt, sich ins „Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit“ zu stürzen? Gestaltet sich ihm das Dasein nicht um so werthvoller, je mehr es ihm „Mittel zur Erkenntniss“ wird? Bewährt er sich nicht vielmehr sein Leben durch als der geistige Kämpfer, den der Kampf anspornt und trägt, bis er in Schönheit, in voller geistiger Waffenrüstung niedersinkt?! —

Nein, Nietzsche war sich ausschliesslich „des einen Triebs bewusst“; nicht wie Wagner, der „unermüdet nach Regenwürmern gräbt“ — gross in unerschöpflicher Schaffenskraft, heldenhaft vermöge seiner Lust an geistigen Abenteuern, weit- und fernesichtig im Aufspüren neuer, furchtbarer Probleme.

E) Innerstes Prinzip.

„Die geistige Schwangerschaft,“ so äussert er sich, „erzeugt den Charakter des Contemplativen, welcher dem

weiblichen Charakter verwandt ist — es sind die männlichen Mütter." So erkannte er auf das klarste die Verwandtschaft seiner Vis contemplativa mit der Vis creativa, der die Umwertung aller Werte erwachsen sollte; streng geschieden wollte er sich wissen von der Menge der bloss passiven Zuhörer und Zuschauer.

Mithin ist sein „Sum, ergo cogito, cogito, ergo sum" kein Paradoxon, sondern Formulirung seines innersten Prinzips, des Denklebens, das sich bei ihm zur treibenden Leidenschaft gestaltet hatte.

Was nun ist Nietzsche, vor anderen Weisheitsfreunden und Suchern erb- und eigenthümlich? Was erscheint uns als der durch die Schrift widergespiegelte Kern seiner Eigenart?

Wir möchten ihn dahin zusammenfassen, dass in seinem Hirne, als der Gedankenwerkstatt, dem chemischen Laboratorium, das dem Denkend-Empfindenden angehört, Gedanke und Empfindung eine unlösliche Verbindung eingegangen sind.[1]) So pulsirt bei ihm lebendiges Blut auch durch die abstruseste Gedankenwelt. Denken identifizirt sich ihm thatsächlich mit Leben und Leben mit Denken. Was er auch fühlt, was auch an Sensationen auf ihn eindringt, das setzt sich ihm sofort in Gedanken um. Es geschieht dies Alles ungewollt, mit der schönen Nothwendigkeit eines Naturprozesses. Sein Denken nun ist dergestalt verwandeltes Fühlen, als wenn sich Lichtstrahlen zufolge eines physikalischen Prozesses in Wärmestrahlen umgesetzt hätten. Aus lodernder Glut erwächst ihm blendend weisses Licht, drin alle sieben farbigen Strahlen des Regenbogens beschlossen sind. Diese

---

[1]) Buchstabentrennung offenbart an sich geistige Feinfühligkeit, die noch unterhalb der Bewusstseinsschwelle wirkt und in Nietzsches Schrift ihren höchsten Ausdruck gewinnt.

Sättigung des Lichtes mit Wärme ergiebt den springenden Punkt seines Genius.

Und bei diesem physikalischen Vorgange entbindet der elektrische Funke so viel Ozon, dass um sein Werk sich eine Atmosphäre von stählender Wirkung breitet: die Atmosphäre unerbittlichster Redlichkeit, die sich nie genug thut. Immoralist von der Höhe seines angestammten sittlichen Empfindens aus, schenkt er denen, die in dieser Luft zu athmen vermögen, die Evolutionsgeschichte von Glauben, Wahrheit und Lüge. Einmal gedacht, können folgende Sätze nicht mehr aus dem Bewusstsein der Menschheit getilgt werden:

„Die Freiheit von jeder Art Ueberzeugungen gehört zur Stärke des Frei-Blicken-Könnens."

„Das Bedürfniss nach Glauben — nach etwas Unbedingtem von Ja und Nein — ist ein Bedürfniss der Schwäche."

„Die Lüge eine Embryonalform der Wahrheit. — Im Sohn wird Ueberzeugung, was im Vater noch Lüge war."

Wie häufig wir den umgekehrten Prozess verfolgen können, wo die gealterten Wahrheiten auf den Lippen ihrer Bekenner nur mehr ein Scheindasein führen, hat er nicht minder zwingend dargethan. So offenbart er uns doppelt den nur mehr fliessenden Gegensatz zwischen Lüge und Wahrheit, weist hinter jedem Glauben den Willen zur Täuschung nach.

Dergestalt wirkt er als ein Befreier: jedem Dogmatismus in innerster Seele abhold, dem des Unglaubens nicht minder als dem des Glaubens.

Doch trotz der ätzenden Schärfe seiner Kritik bewahrt sein Gemüth sich die schöpferische Kraft des Aufbaues neuer Ideale. Bejahung neben Verneinung. Wer eine

Tafel neuer Werthe aufstellen will, der musste ein im tiefsten Grunde gläubiges[1]), an fernste Ziele gläubiges Herz im Busen tragen. „Todt sind alle Götter, nun wollen wir, dass der Uebermensch lebe.“

Dies Ausreifen von Nietzsches proteischer Persönlichkeit zur Einheit — in der Versöhnung der einander rythmisch ablösenden und ergänzenden Gegensätze — dies Wachsen ins Uebermenschliche hinaus nachzuweisen, hat sich die psychologische Analyse, an der Hand der Graphologie — redlich gemüht. Feuer, Licht und Mannigfaltigkeit hat sie als das Wesen von Nietzsches Geist kundgethan. Sich dieser Fülle wohlbewusst betont er mit Nachdruck: „Unsre Seele ist ein Gesellschaftsbau von vielen Seelen.“ Und abermals erweist er sich als Goethe wahlverwandt, dessen Ausspruch:

„Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles“

demselben Naturgesetz Worte leiht.

Mit dieser Erkenntniss von der Vielfältigkeit in dem sich, je höher je mehr, differenzirenden Aufbau der Lebewesen, als deren Blüthe und Krone der Genius erscheint, sind wir allerdings den physiologischen Bedingungen seines Werdens kaum um ein Geringeres näher gerückt. Wie das Blut Geist wird, diese grosse durchschlagende Geheimgeschichte der Menschheit, muss sich uns erst aufhellen, ehe wir erhoffen dürfen, der Entstehung des Genius, als ihrem schwierigsten Problem, einigermaassen gerecht zu werden. Vorderhand ist auch die Psychologie, nicht minder denn „die Philosophie eine Enthaltsamkeitslehre“.

[1]) Hie und da grösser auslaufende Worte in harmonischer Schrift, neben allen Merkmalen hoher Bildung = Gläubiges Herz nebem freiem zweischneidig kritischem Geiste.

Bei der Zergliederung jeder bedeutenden Persönlichkeit bleibt ein Unverstandenes und Unverstehbares, ein irrationaler Rest zurück. Diesem Rest gerade, so will mich bedünken, gehört die Wirkung ins Unermessliche an.

Die Graphologie bescheidet sich damit — nach besten Kräften — ihr Scherflein zur Würdigung des einzig Grossen beigesteuert zu haben. Der ihr, wie jeder wissenschaftlichen Erkenntniss, anhaftenden, menschlichen Unzulänglichkeit ist sie sich wohl bewusst.

Denn in jedem noch so gewissenhaft, möglichst objektiv gebildeten, graphologischen Urtheile muss dem persönlichen Coëfficienten Rechnung getragen werden, insofern als jede wissenschaftlich gewonnene Erkenntniss zugleich den Niederschlag der urtheilenden Persönlichkeit darstellt. Jedenfalls aber gereicht es der Handschriftdeutung zum Verdienst und ihrer Ausüberin zu hoher Genugthuung, auf streng wissenschaftlicher Basis die Freiheit von jeglicher erblichen Belastung in der ursprünglichen Kraft und Gesundheit von Nietzsches körperlicher und geistiger Veranlagung dargethan zu haben.

Dies wichtige graphologische Ergebniss steht unumstösslich fest.

Die Handschriftdeutung ist zu Ende mit ihren Erörterungen. Nietzsche-Zarathustras Wachsthum, Aufstieg und jähem Sturz im Spiegelbilde seiner Schrift mit Liebe und Ehrfurcht nachgehn, das heisst fürwahr die Passionsgeschichte des Genius mit durchleben.

Die Vertonung jenes Liedes „An die erloschene Kerze“, die glüht, indem sie vergeht, im 20. Jahre, kann als sein Lebens-Omen angesehn werden. So hat er denn auch, trotz dem „Nahe-Fernsein,“ als welches er die Selbsterkenntniss erachtet, sich selbst in epigrammatischer Schärfe gezeichnet.

Die Graphologie unterschreibt dies Selbstzeugniss des Genius.

„Ja, ich weiss, woher ich stamme.
Ungesättigt, gleich der Flamme,
Glüh' ich und verzehr ich mich.
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.“

Liste der Handschriftbeilagen.

Figur	IA.	Brief Nietzsche's an Frau Baronin von Brevern.
„	IB.	Nietzsche bei 15 Jahren, 1859.
„	II.	„ „ 20 „ , 1864.
„	III.	„ „ 27 „ , 1872, am Neujahrstage.
„	IV.	„ „ 31 „ , 1875, 23. Dezember.
„	V.	„ „ 33 „ , 1878, 31. Mai.
„	VI.	„ „ 38 „ , 1883, 1. Februar.
„	VII.	„ „ 38 „ , 1882, Dezember.
„	VIII.	„ „ 42 „ , 1886, Frühjahr.
„	IX.	„ „ 43 „ , 1886, Herbst.
„	X.	„ „ 44 „ , 1888, Dezember.
„	XI.	„ „ 44 „ , 1889, nach dem 4. Januar.
„	XII.	Richard Wagner.
„	XIII.	Frau Cosima Wagner.
„	XIV.	Jakob Burckhardt.
„	XV.	Graf Gobineau.
„	XVI.	Erwin Rhode.
„	XVII.	Peter Gast (alias Köselitz).
„	XVIII.	C. von Gersdorff.
„	XIX.	Nietzsche's Vater.
„	XX.	Nietzsche's Mutter.
„	XXI.	Elisabeth Nietzsche.
„	XXII.	Frau Elisabeth Förster-Nietzsche.
„	XXIII.	„ „ „ „
„	XXIV.	Der jüngere Goethe.
„	XXV.	Der ältere Goethe.
„	XXVI.	Beethoven.
„	XXVII.	Napoleon.
„	XXVIII.	Bismarck.



Fig. 1A.

Frau Baronin von Brevern

Zimmer 7
der Hôtels.

Verzeihung, gnädige Frau, dass ich Sie in Stich liess und dass ich mein Versprechen (oder eigentlich meinen Wunsch) nicht erfüllen konnte, Verzeihung einem Halb-Kranken! Auf dem Wege zur Eisenbahn, wohin ich mit Dr. Rée gieng, fühlte

ich mich plötzlich so schwach
und angegriffen, dass ich
schliesslich etwas beschämt
und widerstrebend Kehrt
machen musste wie nur
je eine besiegte Armee.
Trotzdem kann ich es
mir vor meiner Abreise
nicht versagen, meine
Freude über ein Zu-
sammentreffen schriftlich
auszusprechen, welches mich

das doppelte Schauspiel sehen liess: eine hohe *erreichte* Cultur und ein hohes Streben nach Cultur.

Ihnen und Fräulein von der Pahlen meine ergebensten Wünsche und Grüsse zum Abschied.

Dr Friedrich Nietzsche

Genua 23 Octob 1876.

Fig. IB.

Liebe Mamma!

Endlich habe ich wieder einmal Zeit, Dir auf deinen lieben Brief zu antworten. Ich habe auch heute etwas zu erzählen, was Dich interessiren wird, nämlich den Verlauf unserer Schillerfeier. Mittwoch, den 9ten Nov. war Ausschlafetag wie gewöhnlich; aber nach Mittag um 4 Uhr fand ein großartiger Aktus statt, zu dem schon lange Zeit vorher Vorbereitungen getroffen waren. Zuerst gingen um ½ Vier alle Pförtner Damen u. Lehrer, ¾ der ganze Cötus und um 4 alle Naumburger, die

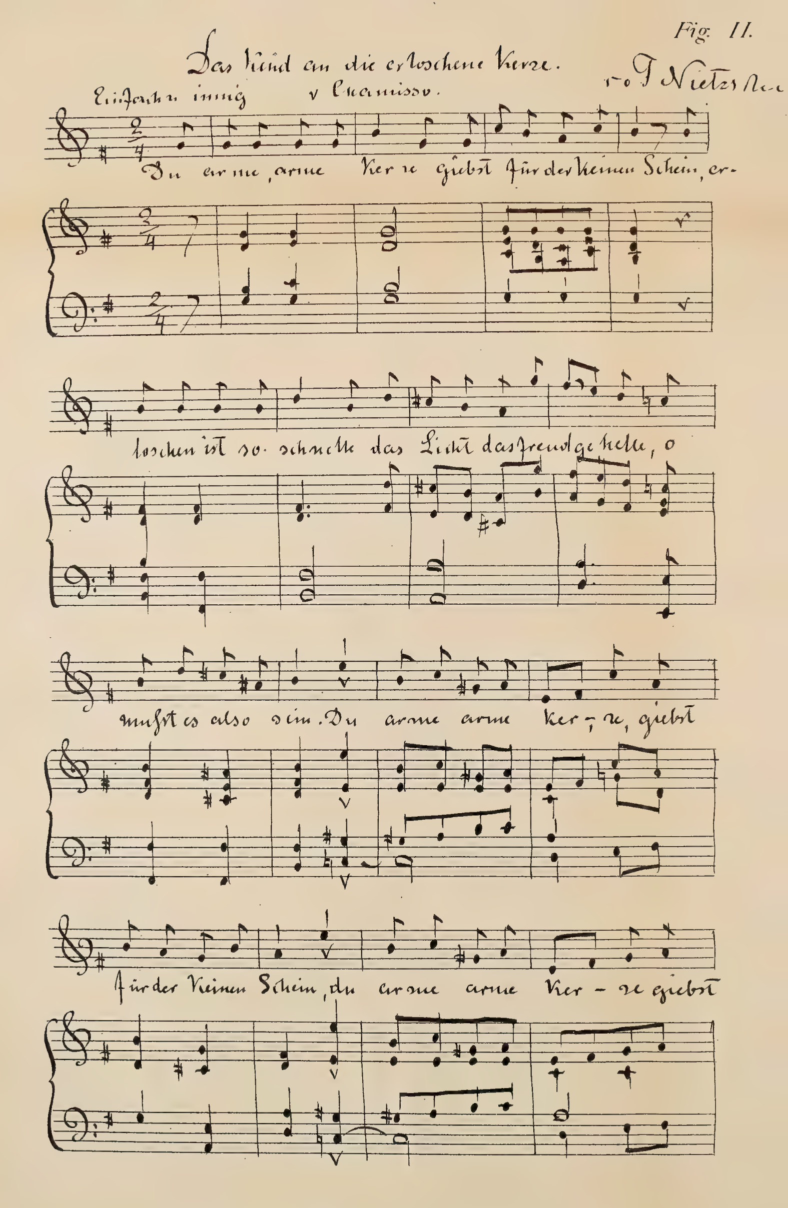
so zahlreich wie noch nie, ankamen, in den
Turnsaal, der festlich ausgeschmückt war.
Zuerst wurden nun von den Primanern die
Piccolomini gelesen; die Rolle des Wallen-
stein hatte Hr. Prof. Koberstein für sich
behalten; er las sie ganz vorzüglich. Darauf
wurde die Glocke, von Romberg componirt,
aufgeführt und zwar mit Clavier- und Vi-
olinbegleitung. Es gelang ganz vorzüglich
und alles war sehr erregt besonders bei
dem Feuerchor, bei „Freiheit und Gleichheit
hört man schallen usw. (Ich bin jetzt seit
einiger Zeit mit im Sängerchor und hatte
nun die Freude, die Glocke mit einüben zu

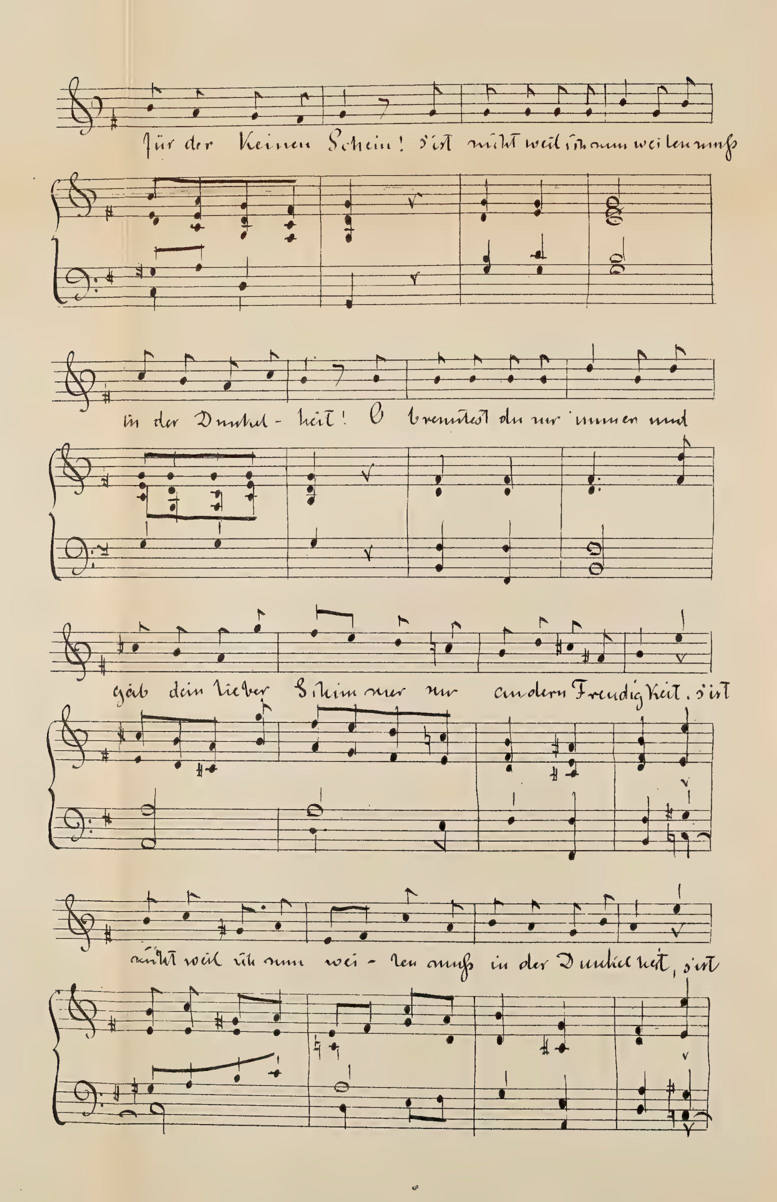
kommen.) Am andern Tage war wieder Aus-
schlafetag und bis ½ 10 Uhr Arbeitsstunden;
darauf war wieder ein Aktus im Turnsaal
der mit dem Chor „Frisch auf Kameraden“
begann. Darauf folgten eigene Gedichte eini-
ger Primaner über Momente in Schillers Le-
ben. Herzog und v. Köhring sangen dann mit
Klavierbegleitung „Vor seinem Löwengarten“
und „Ach, aus dieses Thales Gründen“ und
Hr. Prof. Koberstein bestieg das Katheder.
Er hielt eine ausgezeichnete Rede worin er be-
sonders hervorhob, dass es ein hoffnungsvolles
Zeichen für Deutschlands Zukunft sei dass die
Geburtstage jener großen Männer immer

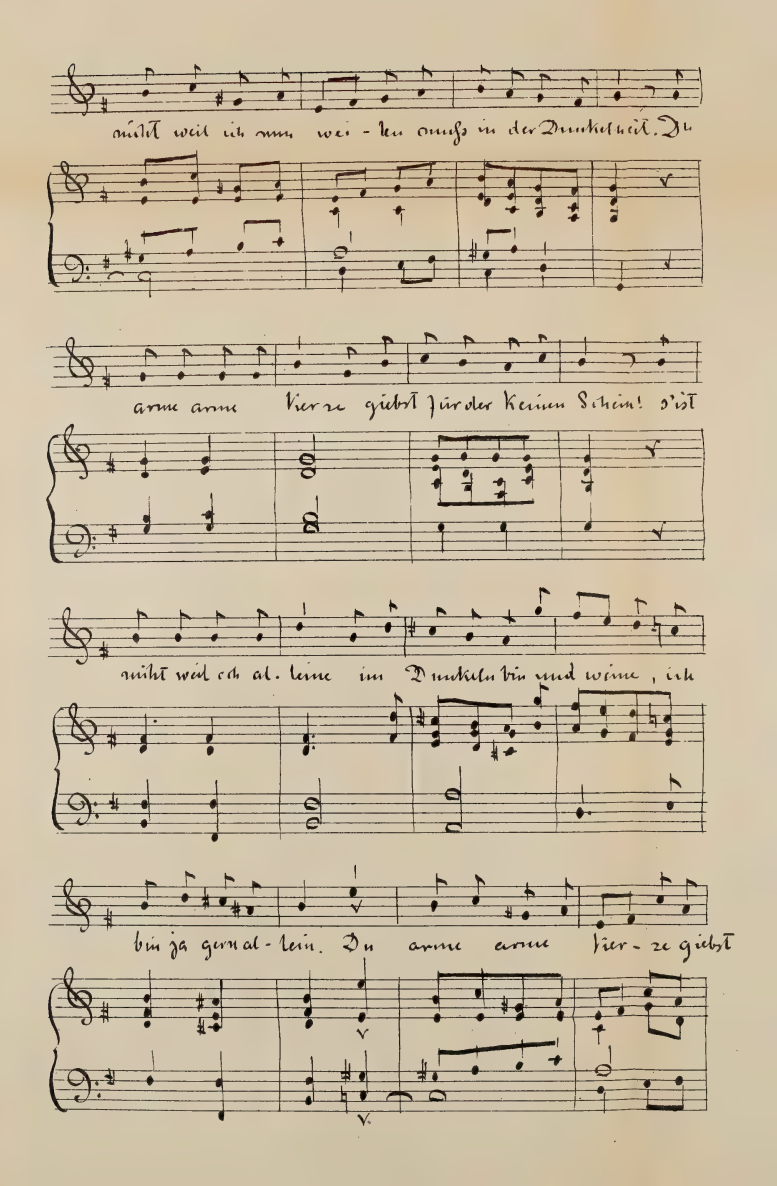
mehr Nationalfeste wurden, die Deutsch-
land trotz seiner politischen Zerissenheit, zu
einem Ganzen verbänden. — Darauf war Fest-
essen mit Kuchen und Gänsebraten, und
bis 3 Uhr Spaziergang; ich besuchte die Tante
Rosalie, die mich mit Chocolade bewirthete.
Abends hatten die Primaner Ball, wir andern
aber Musik auf dem Tanzsaal. — Das ist doch
jedenfalls eine sehr hübsche Feier. — Nun,
dein Plan Weihnachten wieder nach Naum-
burg zu kommen gefällt mir sehr und es
freut sich unendlich auf die schöne Zeit

Dein F. W. Nietzsche.

Lisbeth danke ich ins besondere für ihren Brief:
Viele Grüße noch an den lieben Onkel! —


Fig. II.
Das Kind an die erloschene Kerze.
Einfach u. innig
v Chamisso.
v. F. Nietzsche
Du arme, arme Kerze giebst für der kleinen Schein, er-
loschen ist so schnelle das Licht das freudgehelle, o
mußt es also sein. Du arme arme Ker - ze, giebst
für der kleinen Schein, du arme arme Ker - ze giebst


Für der Keinen Schein! s'ist nicht weil ich nun weilen muß
in der Dunkel- heit! O brenntest du nur immer und
gäb dein lieber Schimmer nur andern Freudigkeit. s'ist
nicht weil ich nun wei - len muß in der Dunkelheit, s'ist


nicht weil ich nun wei - ter muß in der Dunkelheit. Du
arme arme Kerze giebst fürder keinen Schein! s'ist
nicht weil ich al - leine im Dunkeln bin und weine, ich
bin ja gern al - lein. Du arme arme Ker - ze giebst


für der kleinen Schein, du ar-me, arme
Ker - ze giebst für der kleinen Schein!

Fig. III.

Basel, am Neujahrstage 1872

„Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Grosser Geist, dass ichs vollende!"

F N.



Fig. IV.

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein
Brief und heute morgen, recht am Beginne
einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher: da
soll man schon guten Muthes bleiben, wenn man
so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirk-
lich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner
Freundschaft – der Ausdruck klingt Dir hoffentlich
nicht zu schwach – dass Du gerade auf diese indischen
Sprüche verfallen musstest, während ich mit einer
Art von wachsendem Durst mich gerade in den 2
letzten Monaten nach Indien umsah. Ich entlieh mir von
dem Freunde Schmeitzners Hr. Widemann die engli-
sche Übersetzung der Sutta Nipáta, etwas aus den
heiligen Büchern der Buddhaisten; und eins der festen
Schlussworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch
genommen u. so wandle ich einsam wie das Rhinoceros.
Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und
dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark
auf, zumal wenn ich krank zu Bette liege, dass ich
verlange, davon etwas mehr zu hören, aber nicht ver-
quickt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die

ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, so dass ich mich vor Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, magst Du auch aus beiliegendem Briefe des unsäglich Leidenden + + + ersehen; man soll sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch wie kann man es aushalten, wenn man wirklich nicht mehr will! Ich meine, das Schopenhauer-Wollen bleibt als letzte Region des Lebens-Willens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtwollen, ein Stück Purgatorium, so weit wie auch das Leben unbefriedigt d. verachtend zurückblickend und ein Stück Nirwana, insofern die Seele dadurch dem Zustande reinen Anschauens nahe kommt. Ich übe mich darin, die Hast des Schopenhauer-Wollens zu verlernen; dann werden ja die Gedanken alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gemeinen Leidenschaft. Nun bin ich immer noch [illegible] zu [illegible] zwischen den wechselnden Anforderungen meines Amtes eingespannt, als dass ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Hast gerathen müsste: allmählich will ich mir schon alles zurechtrücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch verdiene, bis ich den Zustand meiner Seele

gefunden habe, der der mir gleichsam vorgeschrieben
ist, der Gesundheits-Zustand derselben, wo sie nur
noch den einen Trieb, das Erkennen-Wollen, übrig
behalten hat und sonst von Trieben und Neigungen
frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein
ganz geregelter Tageslauf, keine aufregende Ge-
sellschaft oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit
meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so
ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird) das
Bewußtsein ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu
haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen
Zeiten u. Völkern (und von noch mehreren nicht gerade
schlechten), der unwandelbare Glaube, in Schopenhauer
u. Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Er-
zieher meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube
daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr
fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt
die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen
fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt —
nun, das soll einmal ein Ende haben

Später einmal, wenn Du Dein Haus sicher
und wohlbedacht gegründet hast, wirst Du auch
auf mich als einen länger weilenden Freundgast
rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der

Vergegenwärtigung Deines früheren Lebens und Strebens, dass ich Dir auch noch einmal in diesen Tagen näher kam. Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Haß, Bestrebung, Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube, wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut, „wie würde sich Gersdorff dabei freuen!" Dann, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr getrost, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheute Weiber giebt – dann wirst Du nicht mehr lange

„einsam wandeln wie das Rhinoceros"

Treugesinnt der Deine Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße u. Glückwünsche meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deinen verehrten Eltern.

Fig: V.

Basel, 31. Mai 1878.

Lieber Freund, am Tage Voltaires kam zweierlei zu mir; rührend und ergreifend war beides: Ihr Brief und dann eine anonyme Sendung aus Paris, die Büste Voltaires, mit einer Karte, auf der sich nur die Worte befanden „l'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche."

Nehme ich zu Ihnen die beiden einzigen Leute, welche sich ehrlich über mein Buch erfreut gezeigt haben, Rée und Burckhardt (der es wiederholt „das souveräne Buch" genannt hat), so habe ich einen Wink darüber, wie

die Deutschen beschaffen sein müssten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung thun sollte. Aber das wird und kann es nicht, so leid es mir des trefflichen Schmeitzner wegen thut. Von Bayreuth aus ist es in eine Art von Bann gethan: und zwar scheint die große Excommunication über seinen Autor zugleich verhängt. Nun versucht man, meine Freunde doch noch festzuhalten, während man mich verliert und so höre ich denn von Manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. — Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, unbenutzt gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.

Da, wenn man so viel eindringende
Gäste und auch soviel freie Zeit zu
einem solchen Erzeugniß machen wollte
zu Ihrer Güte hatten, so kamen wohl
etwa dabei heraus: nämlich Keime
an Gedanken und Gefühlen und einer
prächtigen Stimmung, wie als ob man in
leichter gewordenen Luft der Höhe gewesen
sei. Nun sagt, er habe eigentlich auch
keinmal durch ein Buch eine gleiche
Stimmung poetischen Genusses erfahren,
durch Ebermanns Gespräche ganze Seiten
von Reflexionen seien schon entstanden.

Das aber ist das Beste, was ich er-
hoffte – die Erregung der Productivität
Anderer und die „Vermehrung der Unab-
hängigkeit in der Welt" (wie O. Lands-
hand sagte).

Meine Gesundheit bessert sich, ich bin unermüdlich im Spazierengehen und einsamen Für-sich-hin-denken. Ich freue mich des Frühlings und bin ruhig, wie immer, der nicht mehr so leicht aus dem Geleise zu bringen ist. – Könnte ich doch bis ans Ende so weiter leben! —

Dies alles handelt von mir, weil Sie gern etwas von mir hören wollten. Vieles möchte ich verschweigen, den Tod und die letzten gequälten Zeiten [illegible], die seltsame Entfremdung vieler Bekannten und Freunde —

Bleiben Sie mir gut, in alter Freiheit. – Wie verstehe ich Ihr Unstät und flüchtig, wie ähnlich sind Sie mir darin! – Nun wachsen Sie fort und fort! In dieser Hoffnung bin ich immerdar

Ihr Freund F. N.

Fig. VI.

Vogel Albatross.

O Wunder! fliegt er noch?
Er steigt empor und seine
Flügel ruhn!
Was hebt und trägt ihn
doch?
Was ist ihm Ziel und Zug
und Zügel nun?

\+ × ×

Er flog zuhöchst — nun hebt
der Himmel selbst den
siegreich Fliegenden:
Nun ruht er still und schwebt,
Den Sieg vergessend und den
Siegenden.

\+ + ×

Gleich Stern und Ewigkeit
Lebt er in Höhen jetzt, die
das Leben flieht,
Mitleidig selbst dem Neid —:
Und hoch flog, wer ihn auch
nur schweben sieht!

\+ \+ \+

O Vogel Albatross!
Zur Höhe treibt's mit ewigem
Triebe mich!
Ich dachte dein: da floss
Mir Thrän' um Thräne — ja,
ich liebe dich!

\+ \+ \+

Rapallo 1. Febr. 83.

Lieber Freund, ich schrieb Ihnen lange nicht, und es war gut so. Meine Gesundheit hatte sich wieder an Zuständen gewöhnt, welche ich hinter mir glaubte: es war eine große Leib- und Seelenqualerei – wobei das jetzige Europa-Wetter seinen gewissen Antheil hatte.

Inzwischen gab es aber wieder reine klare Tage, und sofort bin ich auch wieder meiner selben Herr geworden. Ein Glück bleibt es bei alledem, wenn man in der Einsamkeit mit sich selber fertig werden kann: aber wie Viele sind gebunden und müssen ihr Elend im Verkehren mit Menschen ver-doppelt tragen!

Gefroren habe ich übrigens nur noch einmal, und ebenfalls niemals schlechter ge-

gestern. Eine Veränderung meines Aufenthalts-
ortes ist jetzt nöthig: ich hatte bereits das
Zimmer wieder gemiethet, welches ich im
letzten Winter in Genua bewohnte — aber
die neueste Nachricht ist, daß der Herr, wel-
cher jetzt darin wohnt, sich anders ent-
schlossen hat und bleiben will.
Nun hat mich die alte gute Freundin
Meysenbug nach Rom eingeladen: und
mir mit Bestimmtheit Jemanden in
Aussicht gestellt, der täglich 2 Stunden
mit mir schreiben will. Da ich gerade
auf das Dringendste Jemanden zum Schrei-
ben und Dictiren nöthig habe, so will
ich nach Rom übersiedeln — so wenig
es, wie Sie wissen, der Ort meiner
Wahl ist.
Dieser bereitwillige „Schreiber" ist Fräulein
Cécile Horner, die Verwandte Brenner's
(ich habe sie nie gesehen)
Aber vielleicht haben Sie Vergnügen daran
zu hören, was es zu schreiben und dicti-

fertig zu machen glaube. Es handelt sich um ein ganz kleines Buch — hundert Druckseiten etwa. Aber es ist mein Bestes, und ich habe einen schweren Stein mir damit von der Seele gewälzt. Es giebt nichts Ernsteres von mir und auch nichts Heitereres; ich wünsche von Herzen, dass diese Farbe — welche nicht einmal eine Mischfarbe zu sein braucht — immer mehr zu meiner „Naturfarbe" werde. Das Buch soll heissen

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

von

F. N.

Mit diesem Buche bin ich in einen neuen „Ring" eingetreten — von jetzt ab werde ich wohl in Deutschland unter die Verrückten gerechnet werden. Es ist eine wunderliche Art von „Moral-Predigten".

Mein Aufenthalt in Deutschland hat mich voll-
kommen zu dem gleichen Gesichtspunkte ge-
bracht wie Sie, liebster Freund, der Überzeu-
— nämlich dass ich nicht mehr hinein gehöre.
Und jetzt vermisste, auch meinen „Zarathustra"
geht es mir auch wie Ihnen: diese
Leutchen und „Stellungnahme" hat mich er-
nüchtert.

Wohin wir jetzt gehören? — Seien
wir glücklich, dass wir eine solche
Frage überhaupt stellen dürfen!

Unsere Erlebnisse waren ziemlich gleich;
nur haben Sie ein besseres Temperament,
einen besseren Willen, eine saubere
Vergangenheit — und eine bessere Gesund-
heit vor mir voraus.

Ich bin beinahe erstickt. —

Also bis zum 10ten werde ich
noch hier sein. Adresse Roma posta
restante. Ihnen immer jetzt in Ge-
danken u. Wünschen nahe F. N.

Sie haben Overbeck entzückt! Wie mich!



Dass die bloße Stärke eines Glaubens ganz und gar noch nichts für sein[e]
...esten Sache langsam, langsam eine dicke Wahrheit herauszupräpariren
wovon, sind wir erfahren, gebrannt, gewitzigt. „Der Glaube macht
selig": gut! (Er macht mindestens zuweilen!) Aber der Glaube macht unter allen Umständen dumm, selbst in dem
...er Glaube ist. Jeder lange Glaube wird endlich dumm, das bed[eutet]
seine Gründe versinken ins „Unbewusste", sie verschwinden darin, — fürderhin ...
er lässt im Falle, dass er Hülfe nöthig hat, die Affekte für sich
herauskommen, welche den bestgeglaubten, längsten, unbestrittensten
mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit misstrauen lassen, dass er am
besten vertheidigtste, von Gründen am längsten verlassene Glaube
gewesen! Aber nachdem ich mich einmal aufs Räthsel-Aufgeben
die Lösung schnell herausrathen, — man wird sie mir nicht so l...
Der Mensch ist vor Allem ein urtheilendes Thier; im Urtheile aber steckt
[illegible] halten und behaupten, [illegible], einen Gr[und]
„erkannt" hat: was ist das was in jedem Urtheil unbewusst geglaubt wird?
schen Ursache und Wirkung [illegible] zu ...
Wirkung, an conditio und conditionatum [illegible] ersten und allgemeinen Gla[uben]
jede Wirkung eine Thätigkeit sei und dass jeder Thätigkeit einen Thäter [voraussetze]
Subjekt-Begriff.

…keit deren Wahrheit verbürgt, ja jetzo im Stande ist, auf den ver nünf:
: Dies ist unsere eigentliche Europäer=Einsicht, — wie ist, wenn irgend
geworden, durch vielen Schaden, wie es scheint … „Der Glaube macht
…unseren Halt, dass er es nicht ist, dass er von vornherein ein Klu:
…t, mit der Deutlichkeit unserer modernen Psychologen ausgedrückt,
… er nicht mehr auf Gründen, sondern auf Effekten (das heisst,
…ungen und nicht mehr die Gründe). Angenommen, man könnte
…, schlüssiger Glaube ist, den es unter Menschen giebt, man dürfte
…zeichnet auch der tiefste, dümmste „unbewussteste“, vor Gründen an
…i. — Zugegeben; aber welcher ist dieser Glaube? — Ob ihr Neu:
…gelassen haben, will ich menschlich treiben und mit der Antwort
… vorwegnehmen.
…r älteste und gründlichste Glaube, in allen Urtheilen giebt es ein zu Grunde liegendes Für-wahr-
…halt, dass etwas so und nicht anders ist, dass wir ein Recht haben
…, zwischen Subjekt und Prädikat, zu unter:
…scheiden — das ist unser stärkster Glaube; ja im Grunde ist selbst schon der Glaube an Ursache und
…ung, der Unglaube an Subjekt und Prädikat (nämlich als die Behauptung, dass
…jede Wirkung ein Subjekt voraussetze) Sollte dieser Glaube an den Subjekts- und Prä-

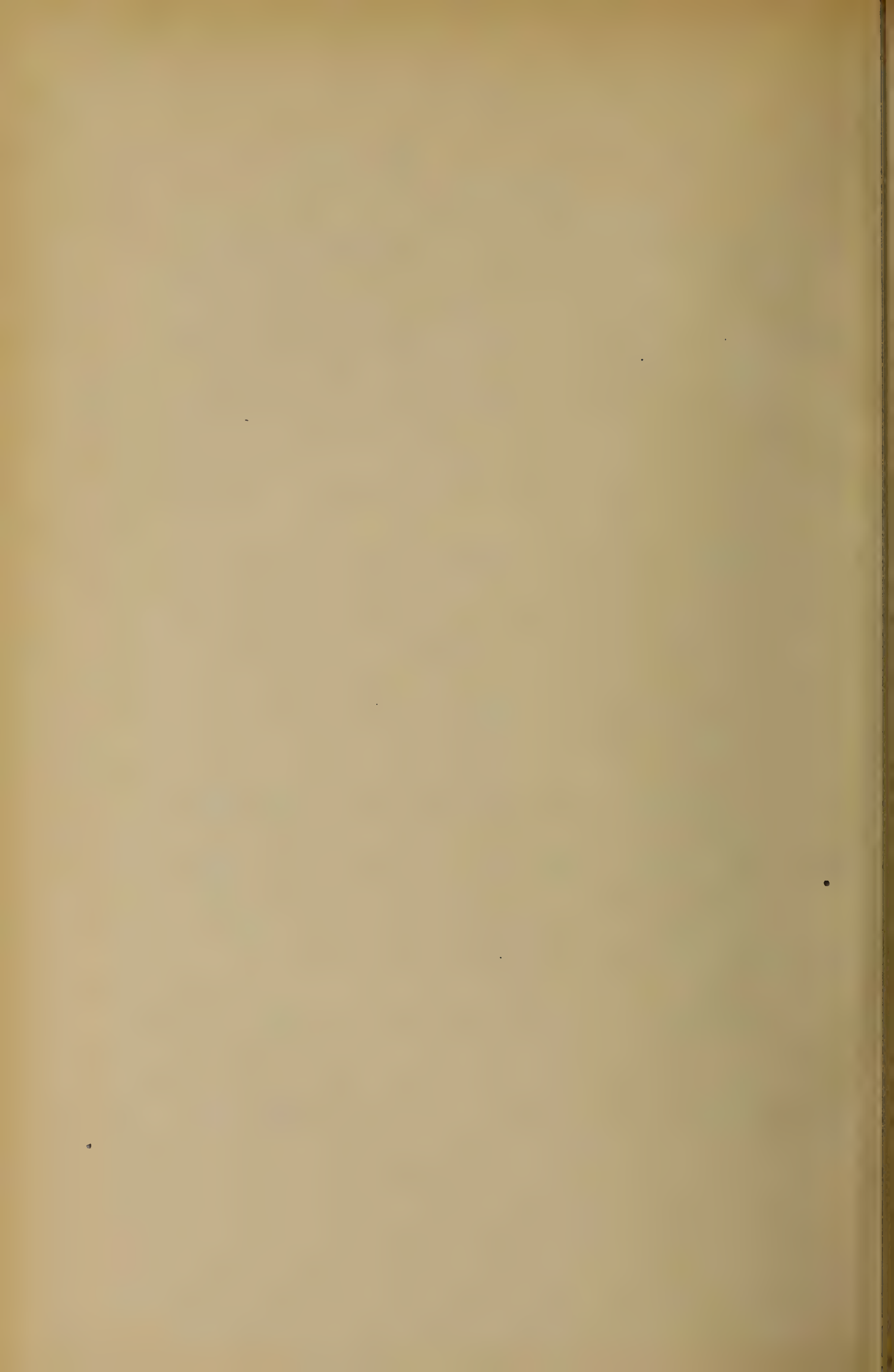


Fig. IX.

Morgenröthe.

Gedanken
über
die moralischen Vorurtheile.

Von

Friedrich Nietzsche.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die
noch nicht geleuchtet haben."
Rigveda.

Neue Ausgabe
mit einer einführenden Vorrede.

Leipzig,
Verlag von E. W. Fritzsch.
1887.

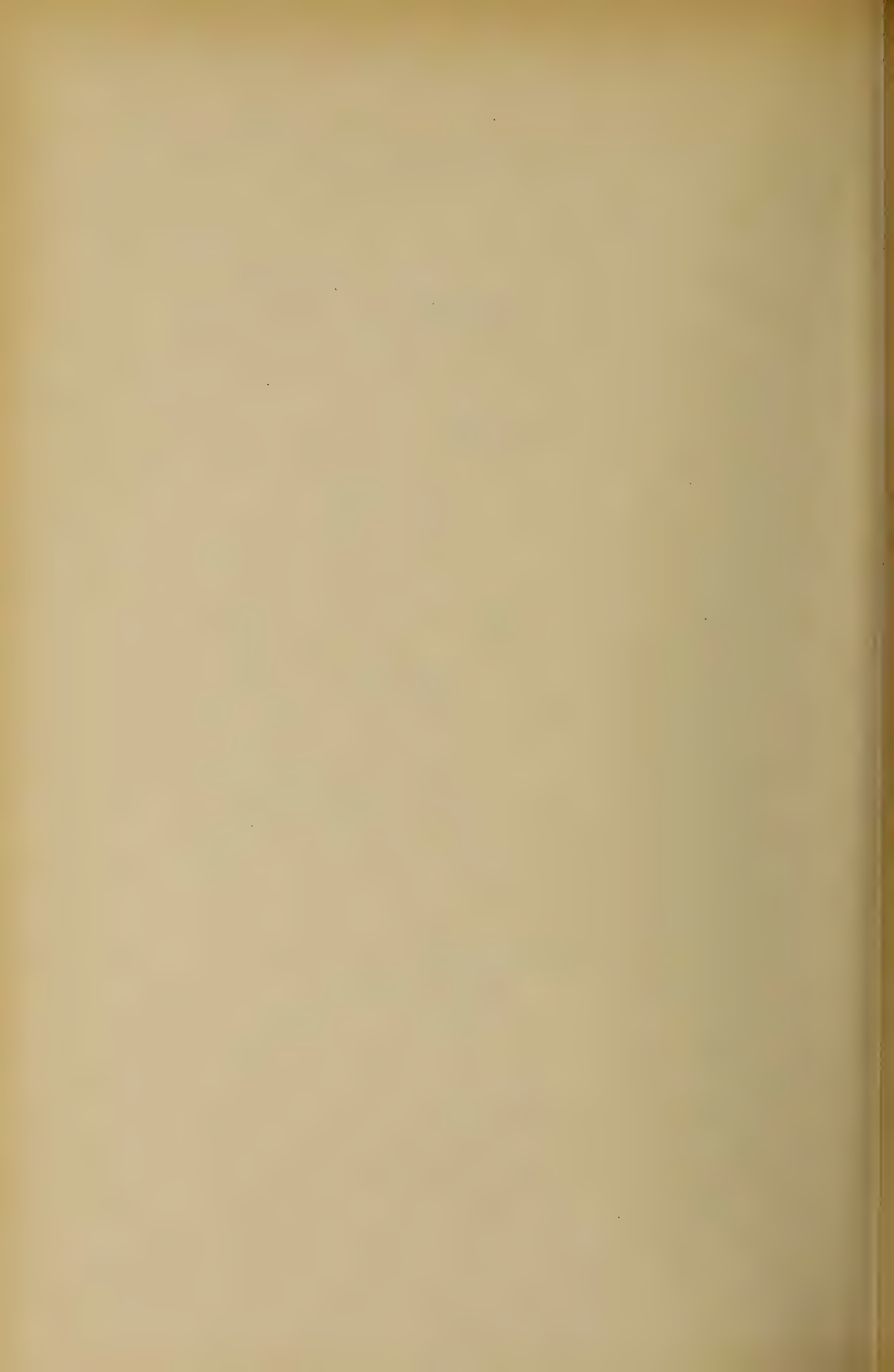


Fig. X.

Ruhm und Ewigkeit.

Still! —
Von grossen Dingen — ich sehe Grosses! —
soll man schweigen
oder gross reden:
rede gross, meine entzückte Weisheit!

Ich sehe hinauf —
dort rollen Lichtmeere:
— oh Nacht, oh Schweigen, oh todtenstiller Lärm!...
Ich sehe ein Zeichen —,
aus fernsten Fernen
sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich.



Meinem maëstro Pietro

Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich.

Fig. XI.



Fig. XII.

Geehrtester Freund!

Haben Sie – wenn auch etwas spät – grossen u. herzlichen Dank für Ihren schönen und bedeutenden Brief!

Hätte ich damals gewünscht, dass Sie mich besuchten, so wiederhole ich Ihnen heute ausdrücklich die frei gemeinte Einladung, welche ich bei unserem Abschied vor dem Rössli mündlich an Sie richtete.

Kommen Sie doch – ohne mit einer Zeile vorangehender Meldung – z. B. Sonnabend Nachmittag, bleiben Sie Sonntag, und reisen Sie Montag früh zurück: das vermag doch wohl jeder Handwerker, wie so viel mehr doch ein Professor!

Sie stiegen dann hinauf und ab, und schliefen die beiden Nächte in dem Tribschener Fideicommisshause.

Nun lassen Sie sehen, wie Sie sind. Viel traurige Erfahrungen habe ich doch nicht an deutschen Landsleuten gemacht. Retten Sie meinen nicht ganz unschwankenden Glauben an das, was ich — und Göthe u. einigen Andern — deutsche Freiheit nenne. —

Herzlichen Gruss von

Ihrem

ergebenen

Richard Wagner

Luzern,

3 Juni 1869.

Fig. XIII.

Sylvester-Tag soll für die Sylvester-
Nacht-Klänge danken; gemeinsame
Eindrücke zur Erinnerung geworden,
läuteten durch die Mitternachtsglocken
meinen diesjährigen Geburtstag und
ich sage dem freundlichen Melomanen
Dank!
Sie haben uns bei unserem Baume
recht gefehlt; das Freundliche wird
so gern zur Gewohnheit, und wie
ich Ihre mich so erfreuenden Zeilen
las, war es mir als ob Sie dieselbe

Empfindung als wir, gehabt hätten.
Wir haben aber dieses Jahr das Weihefest nach Mannheim verlegt gehabt, und so wollen wir annehmen dass die Kette noch nicht unterbrochen sei.
Für Sie hat dieses Jahr entschieden besser geendet als es begonnen, und so wollen wir auf eine schöne Continuität des Besseren hoffen, wie ich sie Ihnen von ganzem Herzen wünsche.
Wir sind wieder vor Kurzem zusammen glücklich gewesen, in dem Bund des gemeinsamen Glaubens der selig

macht, wir wollen von dem Neujahrs-
dämon erbitten uns solche Adur-Stunden
wieder zu gönnen die die Liebe und Treue
so fühlbar und beseligend machen.
Geht es Ihnen wie mir, dass ich mir
einbilde nicht genug gehört zu haben?
Dies ist die augenblickliche Form mei-
ner Sehnsucht nach dem Unaussprechli-
chen.
Haben Sie die Sylvester-Klänge
für Orchester geschrieben?
Leben Sie wohl, und arbeiten Sie froh,
Liebschen das nun bald auch eine Vergangen-
heit sein wird der man die Glocke läuten

kaum grüsst Sie vielstimmig

Cosima Wagner

Tribschen
30ten December 1869.

Fig. XIV.

Für meinen [illegible] [illegible] um die Stunde
[illegible] bitten.
Mit vollkommener Hochachtung
der Ihrige
Burckhardt



Fig. XV.

À
Madame la Ctesse de Gobineau
chez Monsieur le Baron Oxholm de Guldencrone
Vodroffsveï 8
Copenhague
Danemarck

sur le couvercle. le fond du dentelures doré.
le reste argent bruni ou blanc.



Fig. XVI.



Fig. XVII.

Nun leben Sie recht wohl, mein hochverehrter Herr Professor,
reisen Sie glücklich! und seien Sie von Herzen gegrüsst von
Ihrem ewig dankbaren Schüler Heinrich Köselitz.



Fig. XVIII.

müsste, also eine grössere Menge als der
Magen verdauen kann.

Herzlichst der Deinige
C. v. Gerndorff.



Fig. XIX.

Ich u. könnte mit dem größten Rechte noch dies auf meine Worte anwenden || die Heiligen sind bey Gott in Gnaden u. Barmherzigkeit u. er hat ein Aufsehen auf seine Auserwählten. Und o!
Den majestätischen Gedanken
Hab ich schier alle Worten nicht;



kein anderes Mittel gefunden, meine Gedanken los zu werden. — Und warum willst du sie los werden? — Warum ich will? Will ich denn? Ich muss."

Mein [illegible] [illegible] jetzt nebst mir u. bringt nur die herzlichsten Grüße, mit denen sich empfiehlt Ihre
Naumb. d. 30/11 90. [illegible] ergebene Nietzsche



Fig. XXI.

Mein lieber lieber Fritz!

Alle zusammen sein werden
wir schon so viele Jahre.
Auch Tante Käthchen freut sich
ungemein auf Deine Ankunft.
Höre, die Mama sagt mir, daß
sie Dich um Besorgung von etwas
gutem schwarzen Samtband gebeten
hätte, daß es nur nicht verdrückt
wird, so schicke es doch in meinem
alten Körbchen und laß das mit
in Deinen Koffer setzen. Du
wirst wohl erst am Sonnabend Nach-
mittag hier ankommen, und so
hoffe ich, daß Du diese wenigen
Zeilen noch bekommst. Bitte
packe Dich nur tüchtig ein, wenn
es auch jetzt warm ist, Nachts
ist es doch immer kalt. Denke
Dir wir haben hier immer so

mildern Winter, daß in irgend
einem Garten ein Birnenbaum
blüht. Und nun leb wohl leb
wohl auf fröhliches seliges Wieder-
sehen. Deine

Schwester in Eile.

Ich schicke dir Volkmanns Brief
mit um ihn zu rechtfertigen.
Im Uebrigen sieht man meinem
Buch [illegible] das "Hand zu Hand gehn"
an.



Fig. XXII u. XXIII.

Im nächsten Briefe hoffe ich Dir
bestimmt sagen zu können ob ich komme.
In innigster Liebe

Deine Eli

Mit den innigsten Grüßen
in großer Eile Ihr
Ihnen von Herzen ergebene
Elisabeth Förster-Nietzsche

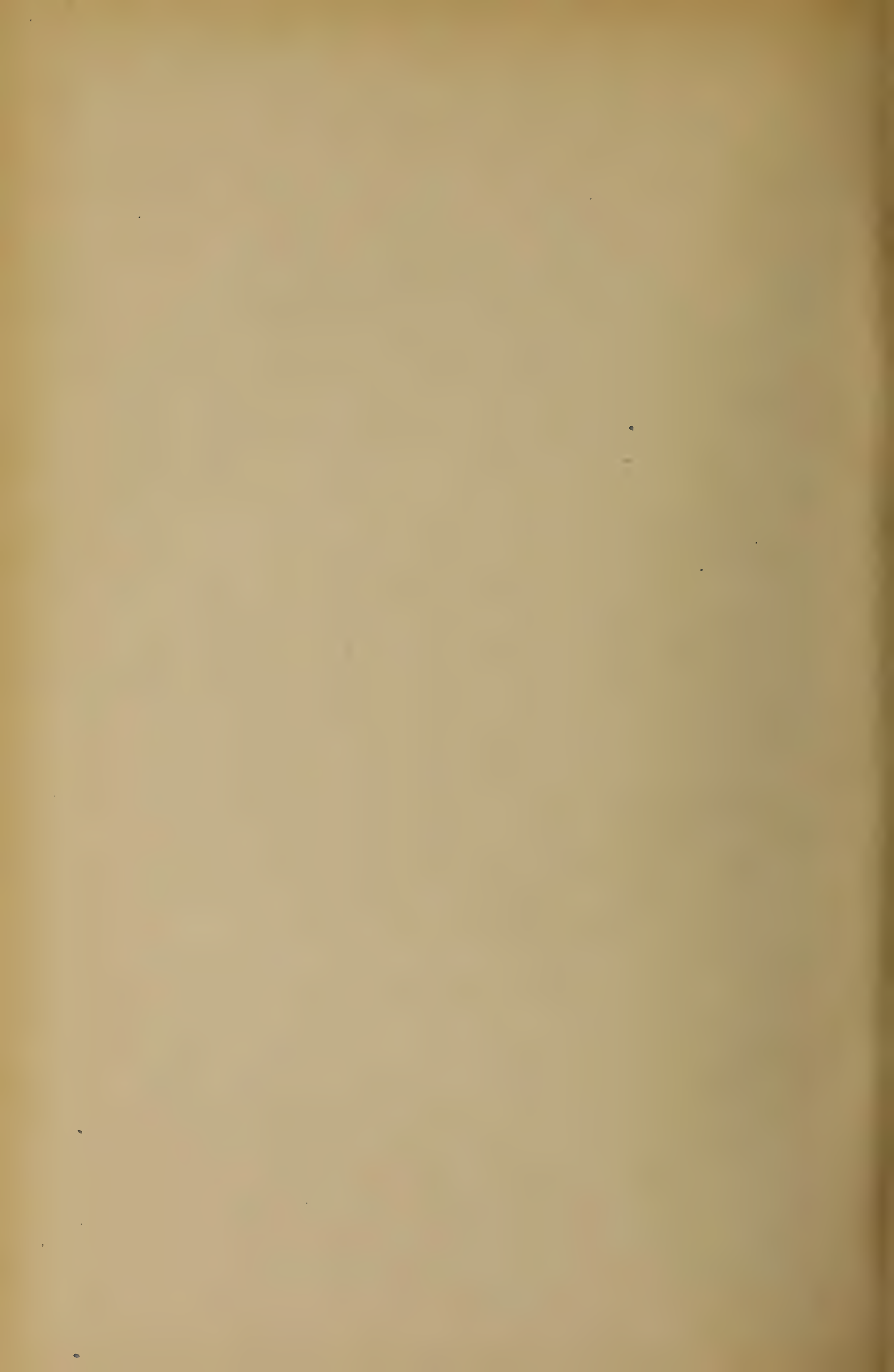
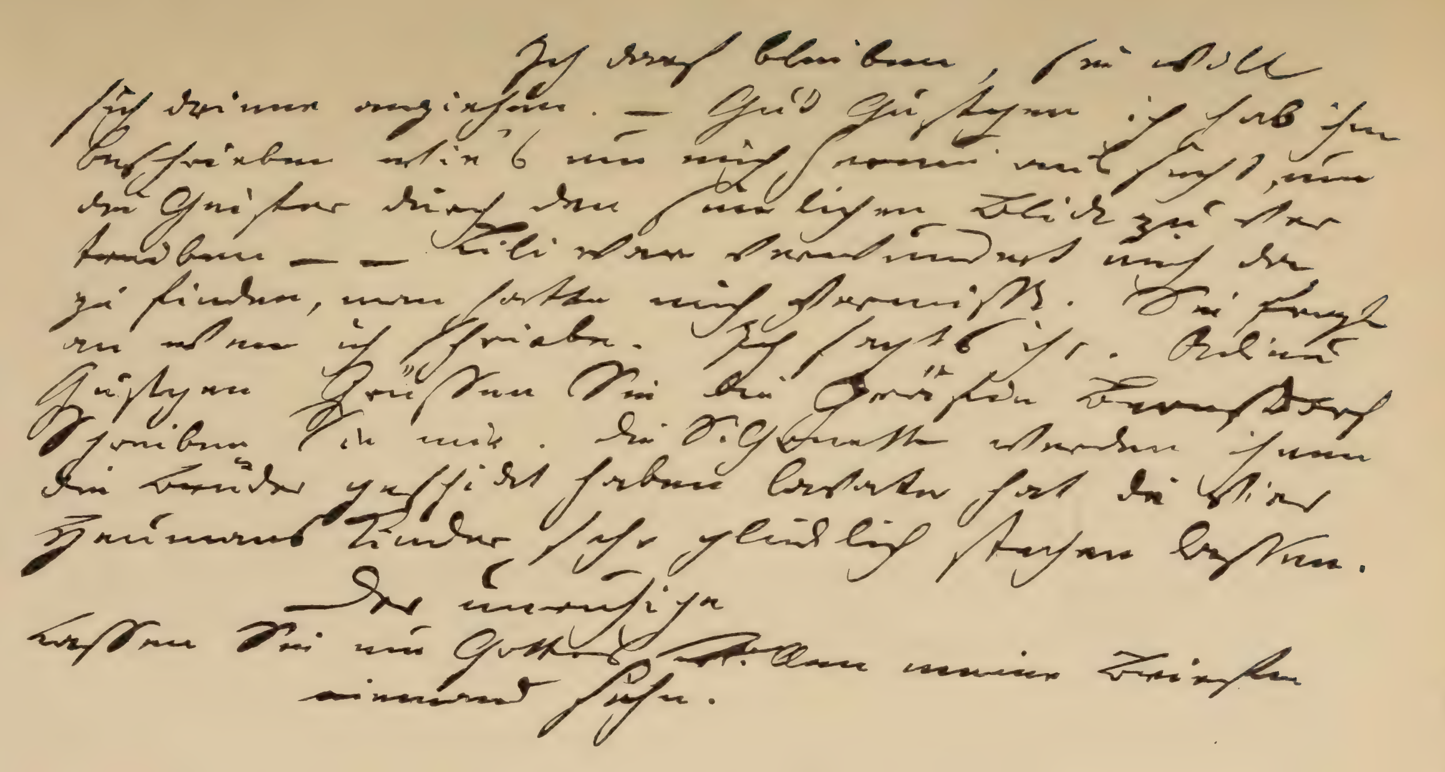


Fig. XXIV.



Aus dem Werke „Goethe“ von Carl Heinemann, 2. Auflage; Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Fig. XXV.

An Alexander v. Humboldt.

An Trauertagen
Gelangte mir Dein herrlich Heft! (*)
Es schien zu sagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt, in allen Zonen grünt und blüht,
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest du ja sonst zu schätzen,
Erheitre so, durch mich, dein schwer bedrängt
Gemüth!

W. d. 12 Jun.
1816.

(*) Sur les Loix

Aus dem Werke „Goethe“ von Carl Heinemann, 2. Auflage; Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Aus Theodor v. Frimmels Beethoven-Biographie, illustrirt von Sascha Schneider, Franz Stuck, Max Klinger u. A.
(Dr. Heinrich Reimanns Biographien-Sammlung „Berühmte Musiker“.)
Verlag Harmonie. Berlin W.





Fig. XXVII.

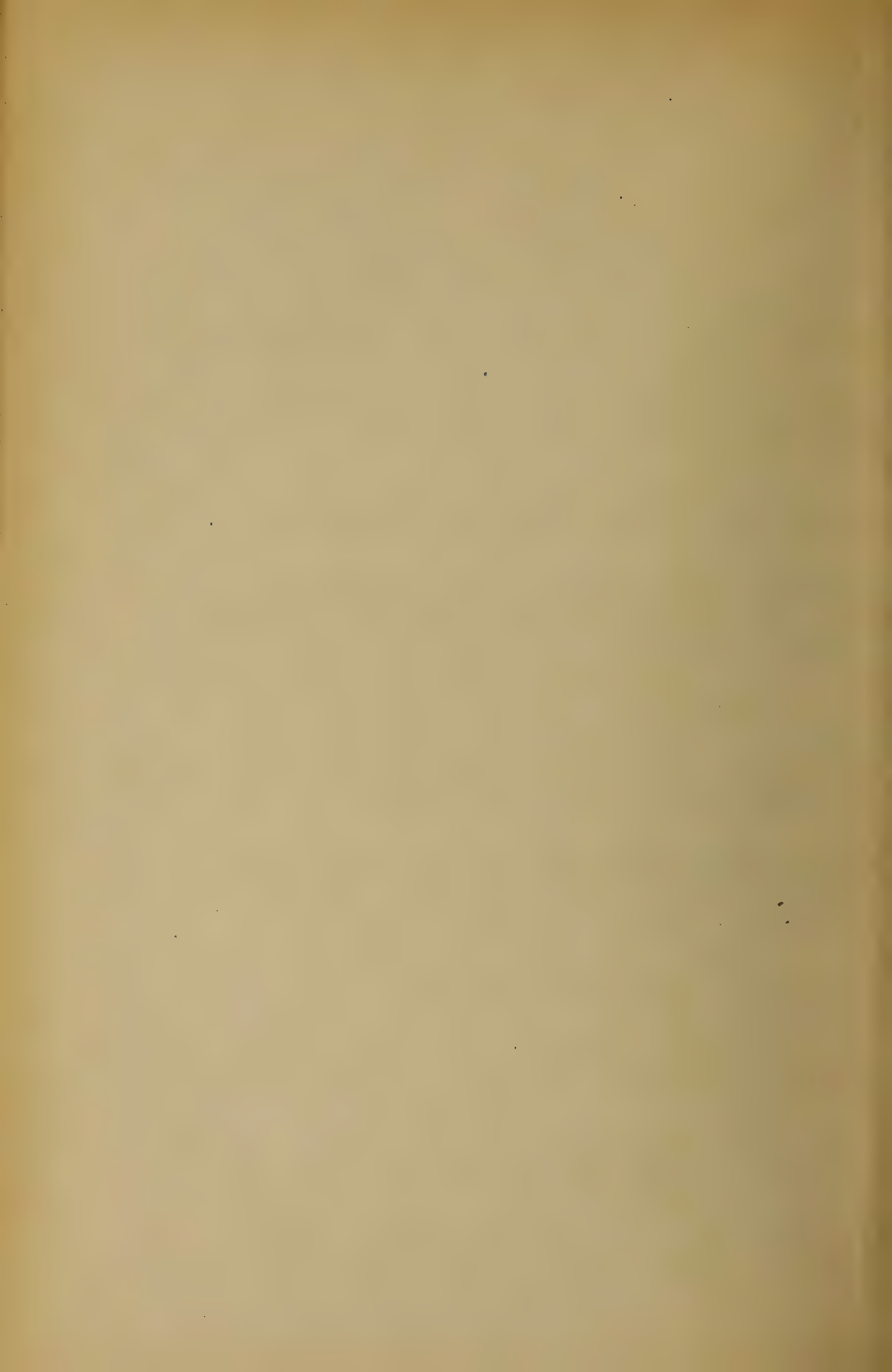


Fig. XXVIII.

Freiburg

Hochgeehrter Freund

als Sie die Güte hatten mir zuzusagen daß Sie
mich heut Abend abholen wollten, handelte es sich
darum, meiner verlobten Familie vor der
Frost der Wissenschaften zu gewähren. Die Sache
hat sich inzwischen geändert, nachdem meine
Frau durch Hals- und Brennungsschmerz verhindert
worden, ihre Reise bis morgen zu verschieben.
Sie wünscht nun heut, als am letzten Abend, nicht
von mir getrennt zu sein, es liegt Beschlag auf mir
zu sehen. Sie mögen. Ich würde also sehr dank
bar sein, wenn meine Einführung in die Akadem-

gerade von Ihnen nicht aufgegeben, wohl aber auf
nächsten Freitag verschoben wurde.

In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Ihriger

Lichtwark.





Nietzsche-Portraits.

Cabinet-Photographie 1872 (Zeit der Professur in Basel) . . . . . ℳ **2.—**
Cabinet-Photographie 1882 (Zarathustrazeit) . . . . „ **1.75**

Die fortwährend eingehenden Anfragen nach Adressen für den Bezug der verschiedenen graphischen und plastischen Kunstwerke über Friedrich Nietzsche veranlassen die Verlagshandlung, die hervorragendsten dieser Schöpfungen unter Angabe der Originalpreise und der directen Bezugsquellen nachstehend bildlich vorzuführen.



Nietzsche-Orig.-Radirung

von Prof. Hans Olde in Weimar.

5 Drucke von der unverstählten Platte (vergriffen) . . . . à ℳ **1000.—**
25 Künstlerdrucke, Japanhandpapier à ℳ **185.—**
250 Drucke vor der Schrift . . . . . à ℳ **18.—**
Plattengrösse 13 : 18 cm
Papiergrösse 28 : 37 cm

Direkter Bezug: Kunstverlag von Fritz Gurlitt in Berlin W., Potsdamer Strasse 41 II.



Nietzsche-Statuette

von Bildhauer Arnold Kramer in Dresden.

Ganze Statuette, Gypsabguss . . . . à ℳ **40.—**
Ganze Statuette, in Bronze . . . . . „ „ **400.—**
Ganze Statuette, Bronce, versilbert . „ „ **450.—**
Höhe 37 cm, Sockel 27 : 32 cm.
Büstenform (mit Fuss aus Onyx), oberer Theil der Statuette in Bronze . . à ℳ **130.—**
— in Bronze, versilbert . . . . . . „ „ **160.—**

Der Gypsabguss zu ℳ 40.— ist von Gebr. Weschke in Dresden, Circusstrasse 45, sämmtliche Bronzegüsse dagegen sind von dem Bildhauer Arnold Kramer in Dresden, Terrassenufer 5, direkt zu beziehen.



Nietzsche-Relief

von Bildhauer Julius Drexler in München.

In Gyps (Bronze-Imitation) . . . . . à ℳ **40.—**
In echt Bronzeguss (Köngl. Erzgiesserei München, ca. 13 Kilo schwer) à ℳ **200.—**
Höhe ca. 53 cm, Breite ca. 36 cm.

Direkt zu beziehen durch Bildhauer Julius Drexler in München, Neureutherstrasse 21 III.

Dr. phil. Meta v. Salis-Marschlins.

Philosoph und Edelmensch.

Ein Beitrag
zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's.

Gross 8⁰. 7 Bogen. Brosch. Mark 3.—, geb. Mark 4.50.

Die Verfasserin dieser Schrift gehört zu den ältesten Anhängern von Nietzsche's Hauptlehren der späteren Zeit. Seit 1884 mit dem Philosophen persönlich bekannt, hat sie bis zum Beginn seiner Erkrankung mündlich oder schriftlich mit ihm in Verkehr gestanden. Seither mit Interesse der Verbreitung seines Ruhmes und dem raschen Anwachsen der Nietzsche-Literatur folgend, hält sie jetzt den Zeitpunkt für gekommen, ein erstes Wort von ihrem Standpunkte aus mitzureden.

* * *

Die Erlösung vom Dasein.

Gross 8⁰. 19 Bogen. Brosch. Mark 4.—, gebunden Mark 5.50.

Jedenfalls ein höchst merkwürdiges Buch, das so leicht seines gleichen nicht haben wird. Ein Basler Bandfabrikant, Sohn eines angesehenen Patriziergeschlechtes, schrieb es und zwar als Abrechnung mit der positiv-christlichen Weltanschauung. Von Haus aus Laie, hat er nicht geruht, bis er seine Kenntnisse zur selbstständigen Theilnahme an der philosophischen Gedankenarbeit erweitert und bereichert hat. Ein sicheres Denkvermögen und die Gabe lebhafter Anempfindung erheben diese Aufzeichnungen eines „Dilettanten“ weit über den Bereich unsicherer Tastversuche zu einem Werke von allgemeiner, bleibender Bedeutung; stellte er doch eine zwingende Auseinandersetzung über das Erlösungsproblem dar, zudem im anziehenden Gewande einer edlen Sprache! Kein Feinschmecker philosophischer Litteratur sollte an diesem eigenthümlichen Buche achtlos vorübergehen: denn gerade die seltsam laienhafte Herkunft, die aber eben durch die nachträglich erworbene souveraine Sachkenntniss vollständig überwunden ist, verleihen diesem Lebensbekenntniss eine fesselnde Ursprünglichkeit. Wer einmal an einem interessanten Beispiele studieren will, wie die Wiederspiegelung der originalen Gedankenproduction in zunächst nur receptiven Naturen zu einer eigenen selbstständigen Schöpfung gedeihen kann, greife nach diesem Bande.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Deutsche Lyrik von Heute und Morgen.

Mit einer geschichtlichen Einleitung.

Klein 8⁰. LXXVII u. 183 Seiten. Brosch. Mark 2.50, geb. Mark 3.50.

. . . . So bildet das ganze Buch zugleich ein Glaubensbekenntniss des Herausgebers, und gerade darauf beruht sein Hauptvorzug: seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, gerade deshalb ist es jedem, der die Dichtung der Gegenwart kennen lernen will oder muss, unentbehrlich.

Gymnasium.

. . . . Dies Buch ist eine treffliche Einführung in die moderne Lyrik . . . . Die Auswahl ist geschickt getroffen, sie enthält nur wenig, das Andersdenkende direkt verletzen und abstossen könnte . . . . Dankenswert sind auch die Notizen, die Tille am Schlusse über das Leben und die Werke der in dem Büchlein vertretenen Dichter giebt, sowie die zur weitergehenden Lektüre ladenden Quellenangaben bei den einzelnen Gedichten.

Christliche Welt.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Joh. Schubert.

Die philosophischen Grundgedanken

in Goethes Wilhelm Meister.

8°. 10 Bogen. Broschirt Mark 2.50, geb. Mark 3.50.

Das **Literarische Centralblatt** nennt die Schrift gehaltvoll und flott geschrieben und schliesst: „Wir haben auf diese Weise keine kühle historische Arbeit, sondern die Frucht eines Denkers, der es als eine Art Culturmission zu betrachten scheint, auf den tiefen Gehalt der Goetheschen Dichtung von neuem und nachdrücklicher als bisher hinzuweisen."

. . . . Indem Schubert die Lehrjahre wie die Wanderjahre Wilhelms im einzelnen verfolgt, zeigt er, wie Goethe, sich selber wandelnd und fortbildend, zu den grossen Fragen der Zeit und aller Zeiten Stellung nahm, wie er hier ausgesprochenermaassen, dort wenigstens andeutend eine Lösung gab, in der er den Gedanken späterer Jahrzehnte mit durchdringendem Blicke vorgriff. **Vossische Zeitung.**

Dr. Heinrich Romundt.

Ein Band der Geister.

Entwurf einer Philosophie in Briefen.

Klein 8°. $8^1/_2$ Bogen. Broschirt Mark 2.—

Nach dem Haupttitel könnte man in unseren Zeiten geneigt sein, in diesem Buche etwas wie Spiritismus zu vermuthen. Wenigstens ist diese Vermuthung in einem Kreise von Studirenden, wie mir aus demselben mitgetheilt wurde, wirklich gehegt worden. Freilich wurde dieser Argwohn, wie es in demselben Bericht weiter hiess, durch die erste wirkliche Einsichtnahme sofort als ein völlig unbegründeter erwiesen. Denn da gab sich das „Band der Geister" als etwas sehr unspiritistisches zu erkennen, nämlich als die — Geographie.

Diese, zumal in ihrem neueren Ritterschen umfassenden Sinne, ein „Band der Wissenschaften", deren so viele zu ihr beitragen und in ihr in Verbindung treten, zu nennen, wird schwerlich jemand Anstand nehmen. **H. R.**

Dr. Heinrich Romundt.

Eine Gesellschaft auf dem Lande.

Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant.

Klein 8°. 8 Bogen. Broschirt Mark 2.—

Der Begriff der Schönheit ist unserer Zeit durch die Gewaltherrschaft, die länger als ein Jahrzehnt der Naturalismus in der Kunst ausübte, verloren gegangen. In der Theorie ist diese öde Kunstrichtung, der die Geburt einer Kuh ein gerade so bedeutendes und interessantes Object der Darstellung ist, wie der Faust und der Demetrius, jetzt glücklich überwunden. Praktisch spukt sie dagegen noch immer sowohl in der Literatur wie in der bildenden Kunst und bringt Producte zur Reife, die an Langweiligkeit oder Gemeinheit ihres Gleichen suchen. Allein diese Richtung ist nicht mehr die massgebende, sie ist nicht mehr tonangebend. Die Kunst hat, des platten Photographirens der Wirklichkeit müde, längst wieder angefangen, die Schönheit zu suchen, aber über das Suchen ist sie auch noch nicht hinausgekommen. Es ist manches interessante Kunstwerk auf diesem Wege entstanden, manches auch das die Seele tief zu ergreifen vermag, es wird ebenso viel unterschätzt wie überschätzt, aber der Ausdruck der reinen Schönheit ist noch nicht wiedergefunden. Da ist es wohl an der Zeit, dass wir aus berufenem Munde erst wieder erfahren, was Schönheit ist. Romundts kleines philosophisch-ästhetisches Werk: „Eine Gesellschaft auf dem Lande" erfüllt diesen Zweck.

Lüneburgsche Anzeigen.

(Fortsetzung umstehend.)

Band VII. **Aus meinem römischen Skizzenbuche.** Von Richard Voss.

Band VIII. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** II. Theil: Mittelitalien. Von Julius R. Haarhaus. Mit einer Karte.

Band IX. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** III. Theil: Unteritalien. Von Julius R. Haarhaus. Mit einer Karte.

Band X. **Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.

Band XI. **Im glücklichen Campanien.** Von Dr. R. Schoener.

Band XII. **Das Trinkgeld in Italien.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul.

Band XIII. **Römische Culturbilder.** Von Dr. Max Ihm.

Band XIV. **Mailand.** Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. Von Dr. phil. et theol. Heinrich Holtzmann.

Band XV. **Die Pontinischen Sümpfe.** Von Alfred Ruhemann. Mit einer Karte.

Band XVI. **Hesperische Bilderbogen.** I. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.

Band XVII. **Hesperische Bilderbogen.** II. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.

Band XVIII. **Erzählungen aus Rom.** I. Theil. Von C. W. Th. Fischer.

Band XIX. **Erzählungen aus Rom.** II. Theil. Von C. W. Th. Fischer.

Die Bände können in drei verschiedenen Ausgaben bezogen werden:

In broschirter Ausgabe	zum Preise von Mark 2.50
In braunem Leinenband	„ „ „ „ 3.—
In reichem Liebhaberband	„ „ „ „ 4.—

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Urtheile über: Kennst du das Land?

„Wie eine Erquickung empfinde ich es, dass ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf“ gegen den Materialismus in unserer Literatur zu schliessen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesammt Glieder einer Sammlung, deren Titel verlockend lautet: Kennst du das Land? Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenschein.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Zu der grossen Zahl deutscher Büchersammlungen ist in „Kennst du das Land?“ ein Unternehmen getreten, dass die volle Aufmerksamkeit aller, die sich für das Land der Sehnsucht aller Deutschen, das schöne Welschland interessiren, vollauf verdient; die Sammlung erfüllt ihre gewiss nicht kleinen und leichten Aufgaben voll und ganz.

Atelier.

Allen Freunden Italiens ist eine Sammlung zierlicher, mit feinem Geschmack ausgestatteter Bändchen gewidmet, deren stimmungsvoller Titel lautet: „Kennst du das Land?“. Die Idee ist ausgezeichnet und hat einen Vater, dessen sie sich nicht zu schämen braucht: Goethe trug sich mit dem Plan, mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles, was er über sein geliebtes Italien zu sagen hätte, enthalten sollten. Und die, welche die Idee jetzt ausführen wollen, können nichts Besseres thun, als sich von dem Geiste des alten Goethe führen lassen. Schon der erste Band liefert uns davon einen schönen Beweis. Wir können der Sammlung die besten Auspicien für die Zukunft verkünden. K. F. Koehler's Litterarischer Katalog.

